This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

TNR 32420

~~PG3367.G5.K6~~

302576342W

Leinwandmesser

Erzählung

von

L. N. Tolstoi

PG3367. G5. K6

Ins Deutsche übertragen

von

H. Röhl

Im Insel-Verlag zu Leipzig

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
25 JUL 1967
OF OXFORD
LIBRARY

Geſchrieben 1861

Immer höher und höher schien sich der Himmel zu heben, immer weiter breitete sich die Morgenröte aus, immer weißer wurde der matte Silberschimmer des Taues, immer glanzloser die Mondsichel, immer vernehmlicher das leise Rauschen des Waldes... Die Menschen begannen, sich vom Lager zu erheben, und im herrschaftlichen Gestüt hörte man immer häufiger Schnauben, Herumstampfen im Stroh und sogar zorniges, kreischendes Wiehern der Pferde, die sich zusammendrängten und um etwas stritten.

„Na, na! Immer Geduld! Seid wohl hungrig geworden?" sagte der alte Pferdehüter, indem er rasch das knarrende Tor öffnete. „Wohin?" schrie er und scheuchte eine Stute, die sich durch das Tor drängen wollte, mit dem ausgestreckten Arme zurück.

Der Pferdehüter Nestor trug einen Kosakenrock und um den Leib einen ledernen, rot ausgenähten Gurt; die Peitsche hatte er um die Schulter geschlungen; am Gurt hatte er einen Beutel mit Brot hängen. In den Händen hielt er einen Sattel und einen Reitzaum.

Die Pferde waren über den spöttischen Ton des Pferdehüters ganz und gar nicht erschrocken, fühlten sich auch nicht dadurch gekränkt; es sah aus, als ob sie sich gar nichts daraus machten, und sie gingen ruhig von dem Tore weg. Nur eine alte, dunkelbraune, langmähnige Stute legte das eine Ohr an und drehte sich schnell mit dem Hinterteil herum. In diesem Augenblicke kreischte eine junge Stute, die ganz hinten stand, und die das Ganze gar nichts anging, laut auf und schlug mit den Hinterfüßen gegen das erste beste Pferd, das in ihrer Nähe war, aus.

„Na, na!" schrie der Pferdehüter noch lauter und drohender und begab sich in eine Ecke des Hofes.

Von allen Pferden, die ſich auf dem Hofe befanden (es mochten ihrer etwa hundert ſein), zeigte die geringſte Ungeduld ein ſcheckiger Wallach, der allein für ſich da in der Ecke unter dem Vordach eines Schuppens ſtand und, die Augen halb zukneifend, an einem eichenen Pfoſten des Schuppens leckte.

Es war ſchwer zu ſagen, welchen Genuß der ſcheckige Wallach daran fand; aber er machte, während er das tat, eine ernſte, nachdenkliche Miene.

„Was machſt du da für Dummheit!“ rief ihm der herantretende Pferdehüter in demſelben Tone zu; dann legte er den Sattel und die fettglänzende Schweißdecke neben ihn auf einen Düngerhaufen.

Der ſcheckige Wallach hörte auf zu lecken und ſah, ohne ſich zu regen, den Pferdehüter lange an. Er lachte nicht, er wurde nicht zornig, er machte keine finſtere Miene; ſondern er ſchüttelte ſich nur mit dem ganzen Leibe und wandte ſich mit einem ſchweren, tiefen Seufzer ab. Der Pferdehüter faßte ihn um den Hals und legte ihm den Reitzaum an.

„Was haſt du denn zu ſeufzen?“ ſagte Neſtor.

Der Wallach ſchwenkte den Schweif, als wollte er ſagen: „Ach, ich habe das bloß ſo in Gedanken getan; etwas Beſonderes habe ich nicht, Neſtor!“ Neſtor legte ihm die Schweißdecke und den Sattel auf, wobei der Wallach die Ohren an den Kopf legte, doch wohl um ſein Mißvergnügen auszudrücken; aber er wurde dafür nur „Du Aas!“ geſchimpft, und der Untergurt wurde feſtgezogen.

Dabei blies der Wallach ſich auf; aber Neſtor ſteckte ihm einen Finger in das Maul und ſtieß ihn mit dem Knie gegen den Bauch, ſo daß er ausatmen mußte. Trotzdem legte er, als dann Neſtor den Obergurt mit den Zähnen anzog, noch einmal die Ohren zurück und ſah ſich ſogar um. Obgleich er wußte, daß

ihm das nichts half, hielt er es doch für notwendig, zum Ausdruck zu bringen, daß ihm das unangenehm ſei, und daß er es ſich nicht nehmen laſſe, das zu zeigen. Als er geſattelt war, ſetzte er den geſchwollenen rechten Vorderfuß ſeitwärts heraus und begann am Gebiß zu kauen, auch wieder mit irgendeinem beſonderen Hintergedanken; denn daß das Gebiß keinen Geſchmack habe, mußte er ſchon lange wiſſen.

Neſtor ſtieg mittels des kurzen Steigbügels auf den Wallach, wickelte die Peitſche los, zog ſeinen Rock unter dem Knie hervor, ſetzte ſich auf dem Sattel in der beſonderen Art der Kutſcher, Jäger und Pferdehüter zurecht und zog die Zügel an. Der Wallach hob den Kopf in die Höhe und bekundete damit ſeine Bereitwilligkeit, zu gehen, wohin es ihm befohlen würde, rührte ſich aber nicht vom Flecke. Er wußte, daß, ehe es losging, ſein Reiter noch ein großes Geſchrei vollführen und dem anderen Pferdehüter Waska und den Pferden noch allerlei Weiſungen erteilen werde. Und wirklich begann Neſtor zu ſchreien: „Waska! He, Waska! Haſt du auch die Mutterſtuten herausgelaſſen? Wohin gehſt du denn, verfluchter Kerl? Hoho! Du ſchläfſt wohl... Mach das Tor auf! Laß die Mutterſtuten vorangehen," uſw.

Das Tor knarrte. Verdroſſen und ſchläfrig ſtand Waska, ein Pferd am Zügel haltend, beim Pfoſten und ließ die Pferde hinaus. Die Pferde, behutſam durch das Stroh ſchreitend und daran ſchnuppernd, gingen nacheinander hinaus: junge Stuten, jährige Hengſte mit kurzgeſchnittenen Mähnen, Saugfohlen und ſchwerfällige Mutterſtuten, dieſe einzeln und vorſichtig ihre Leiber durch das Tor hindurchtragend. Die jungen Stuten drängten ſich mitunter zu zweien und dreien zuſammen, legten eine der anderen den Kopf auf den Rücken und beſchleunigten ihren Gang im Tore, wofür ſie jedesmal von den Pferdehütern

mit Schimpfworten bedacht wurden. Die Saugfohlen liefen manchmal zu den Beinen fremder Mutterſtuten hin und wieherten hell auf als Antwort auf den kurzen Lockruf ihrer Mütter.

Eine junge übermütige Stute bog, ſobald ſie das Tor paſſiert hatte, den Kopf nach unten und zur Seite, ſprang mit dem Hinterteil in die Höhe und kreiſchte auf; aber ſie wagte doch nicht, der alten grauen Fliegenſchimmelſtute Schuldüba vorzulaufen, die mit ruhigem, ſchwerfälligem Schritte, den Bauch nach rechts und nach links ſchaukelnd, würdevoll wie immer allen Pferden voranging.

Nach einigen Minuten lag der vorher ſo belebte Hof traurig verödet da. Trübſelig ragten die Pfoſten unter dem leeren Vordache auf, und es war nur zertretenes, mit Miſt untermengtes Stroh zu ſehen. Wenn auch dieſe Verödung dem ſcheckigen Wallach ein längſt gewohntes Bild war, ſo ſchien ſie ihn doch traurig zu ſtimmen. Langſam, als ob er Verbeugungen machte, ſenkte und hob er den Kopf, ſeufzte, ſoweit es ihm der feſt angezogene Sattelgurt erlaubte, und wanderte hinkend mit ſeinen krummen Beinen, die gar nicht auseinandergehen wollten, hinter der Herde her, indem er den alten Neſtor auf ſeinem knochigen Rücken trug.

„Ich weiß ſchon: ſobald wir auf die Landſtraße hinauskommen, wird er Feuer ſchlagen und ſein hölzernes Pfeifchen mit dem Kupferbeſchlag und dem Kettchen anzünden," dachte der Wallach. „Ich freue mich darüber, weil früh morgens, wenn alles betaut iſt, dieſer Geruch mir zuſagt und mancherlei angenehme Erinnerungen bei mir wachruft. Verdrießlich iſt nur, daß der Alte, ſobald er die Pfeife zwiſchen den Zähnen hat, in allerlei wunderliche Phantaſien über ſich ſelbſt hineingerät, ſich wie ein Held vorkommt und ſich ſchief ſetzt, unbedingt ſchief;

und gerade auf der Seite, wo er ſich hinſetzt, tut es mir weh. Aber mag er es meinetwegen tun; es iſt mir nichts Neues, um des Vergnügens anderer willen zu leiden; ich finde ſogar ſchon eine Art von Pferdevergnügen darin. Mag er ſich ein Held dünken, der arme Kerl! Er ſpielt ja die Rolle des Tapferen nur ſich ſelber vor, wenn ihn niemand ſieht; meinetwegen mag er auch ſchief ſitzen!" So reflektierte der Wallach und trottete, vorſichtig mit den krummen Beinen auftretend, in der Mitte der Landſtraße dahin.

II

Nachdem Neſtor die Herde zum Fluſſe getrieben hatte, an welchem die Pferde weiden ſollten, ſtieg er von dem Wallach herunter und nahm ihm den Sattel ab. Unterdeſſen fing die Herde ſchon an, ſich langſam über die noch nicht zertretene Wieſe zu verteilen, die mit Tau bedeckt und von dem Dunſte überzogen war, der ſowohl von ihr wie von dem ſie zum Teil umgebenden Fluſſe aufſtieg.

Neſtor nahm dem ſcheckigen Wallach den Zaum ab und kratzte das Tier unter dem Halſe; als Antwort darauf ſchloß der Wallach zum Zeichen der Dankbarkeit und des Vergnügens die Augen. „Das hat er gern, der alte Hund!“ ſagte Neſtor. Indeſſen liebte der Wallach dieſes Kratzen ganz und gar nicht und tat nur aus Zartgefühl ſo, als ob es ihm angenehm ſei. Er ſchüttelte ein wenig mit dem Kopfe, um ſein Einverſtändnis auszudrücken. Aber plötzlich, ganz unerwartet und ohne jede Urſache, ſtieß Neſtor, vielleicht in der Annahme, eine allzu große Familiarität könne den ſcheckigen Wallach zu falſchen Vorſtellungen von ſeinem Werte bringen, ohne jede Vorbereitung den Kopf des Wallachs von ſich, holte mit dem Zügel aus und ſchlug den Wallach mit der Schnalle des Zügels ſehr ſchmerzhaft gegen das magere Bein. Dann ging er, ohne ein Wort zu ſagen, die Anhöhe hinan zu dem Baumſtumpf, bei dem er zu ſitzen pflegte.

Obgleich dieſe Behandlung den ſcheckigen Wallach kränkte, ließ er es ſich doch nicht merken und ging, indem er langſam den dünnhaarigen Schweif hin und her ſchwenkte, ab und zu an etwas ſchnupperte und, nur um ſich zu zerſtreuen, hier und da etwas Gras abrupfte, zum Fluſſe hin. Er blickte mit keinem Auge danach hin, was um ihn her die jungen Stuten, die jäh-

rigen Hengſte und die Füllen in ihrer Freude über den ſchönen Morgen anſtellten, und da er wußte, daß es, namentlich in ſeinem Alter, das geſündeſte ſei, zuerſt auf nüchternen Magen einen tüchtigen Schluck zu trinken und dann erſt zu freſſen, ſo ſuchte er ſich am Ufer einen geräumigen, ſanft abgedachten Platz, trat ſo weit in den Fluß, daß er ſich die Hufe und das Kötenhaar benetzte, ſteckte ſein Maul in das Waſſer und begann es mit ſeinen zerriſſenen Lippen einzuſaugen, die ſich allmählich füllenden Seiten ſachte zu bewegen und mit der kahlen Rübe des dünnen, ſcheckigen Schweifes zu wedeln.

Eine braune, mutwillige Stute, die den Alten immer hänſelte und ihm allerlei Schabernack ſpielte, kam auch hier beim Waſſer zu ihm heran, als ob ſie gleichfalls trinken wollte, in Wirklichkeit aber nur, um ihm das Waſſer vor ſeiner Naſe zu trüben. Aber der Schecke hatte ſich ſchon ſatt getrunken und zog, wie wenn er die Abſicht der braunen Stute gar nicht bemerkte, ſeine Beine, die tief in den weichen Boden eingeſunken waren, ruhig eines nach dem andern heraus, ſchüttelte mit dem Kopfe, ging ein wenig abſeits von der Jugend und machte ſich daran, zu freſſen. Indem er die Beine auf mannigfache Weiſe auseinanderſpreizte und es ſo vermied, unnötig viel Gras zu zertreten, fraß er, faſt ohne jemals den Kopf in die Höhe zu heben, drei volle Stunden lang. Nachdem er ſich ſo vollgefreſſen hatte, daß ihm der Bauch wie ein Sack von den mageren, derben Rippen herunterhing, ſtellte er ſich gleichmäßig auf alle ſeine vier kranken Beine, um möglichſt wenig Schmerz zu haben, beſonders im rechten Vorderfuß, der der ſchwächſte von allen war. Dann ſchlief er ein.

Es gibt ein würdevolles Greiſenalter, es gibt ein häßliches und es gibt ein klägliches Greiſenalter. Mitunter kommt es auch vor, daß ein Greiſenalter häßlich und würdevoll zugleich

iſt. Das Greiſenalter des ſcheckigen Wallachs war gerade von dieſer Art.

Der Wallach war von hohem Wuchs, nicht kleiner als zwei Arſchin drei Werſchok. Von Farbe war er ſchwarz-ſcheckig; oder vielmehr er war einſtmals ſo geweſen; aber jetzt waren die ſchwarzen Flecke ſchmutzigbraun geworden. Solcher dunklen Flecke hatte er drei: der eine war am Kopfe, mit einer ſchiefen Bleſſe an der Seite der Naſe, und reichte bis zur Mitte des Halſes. Die lange Mähne, die ganz voll Kletten ſaß, war an manchen Stellen weiß, an anderen braun. Der zweite Fleck zog ſich an der rechten Seite hin bis zur Mitte des Bauches; der dritte befand ſich auf der Kruppe, umfaßte noch den oberen Teil des Schwanzes und reichte bis zur Mitte der Schenkel. Der übrige Teil des Schwanzes war weißlich-bunt. Der große, knochige Kopf mit den tiefen Einſenkungen über den Augen und der herabhängenden, bei irgendeinem Anlaſſe eingeriſſenen ſchwarzen Unterlippe hing ſchwer und tief an dem vor Magerkeit krummen, wie von Holz ausſehenden Halſe zum Boden hinunter. Hinter der herabhängenden Lippe wurden die ſeitlich zwiſchen die Zähne geklemmte, ſchwärzliche Zunge und die gelben Reſte der durch das Kauen faſt ganz zerſtörten Unterzähne ſichtbar. Die Ohren, von denen das eine zerſchnitten war, hingen tief nach den Seiten herab und bewegten ſich nur von Zeit zu Zeit läſſig, um die zudringlichen Fliegen zu verſcheuchen. Ein langer Büſchel Schopfhaar hing hinter dem einen Ohr herab; die unbedeckte Stirn war eingeſunken und rauh; an den breiten Unterkiefern hing die Haut beutelförmig herunter. Am Halſe und am Kopfe ſchlangen ſich die Adern in Knoten zuſammen, die bei jeder Berührung durch eine Fliege zuckten und zitterten. Das Geſicht trug den Ausdruck ernſter Geduld, tiefen Nachdenkens und ſchmerzlichen Leidens.

Seine Vorderfüße waren an den Knien bogenförmig gekrümmt; an beiden Hufen waren Geſchwülſte; und an dem einen Vorderbein, an welchem der farbige Fleck bis zur Mitte herabreichte, befand ſich beim Knie eine fauſtgroße Beule. Die Hinterbeine waren etwas weniger defekt, aber an den Schenkeln, offenbar ſchon ſeit langer Zeit, abgeſcheuert, und Haar wuchs an dieſen Stellen nicht mehr nach. Alle Beine erſchienen bei der Magerkeit der ganzen Geſtalt unverhältnismäßig lang. Die Rippen waren zwar derb und kräftig, lagen aber offen ſichtbar da und waren ſo ſtraff von der Haut überſpannt, daß es ausſah, als ſei dieſe in den Vertiefungen zwiſchen ihnen angetrocknet. Widerriſt und Rücken waren ganz überſät mit den Spuren alter Hiebe, und hinten war noch eine friſche geſchwollene Stelle, die ſich zwar ſchon mit einem Schorfe überzog, aber noch eiterte; die ſchwarze Rübe des Schwanzes mit den deutlich erkennbaren Wirbeln ragte lang und beinah kahl hervor. Auf der braunen Kruppe, nicht weit vom Schwanz, befand ſich eine mit weißen Haaren bewachſene handgroße Wunde, die anſcheinend von einem Biſſe herrührte. Eine andere, ſchon vernarbte Wunde war vorn am Schulterblatt ſichtbar. Die Hinterbeine und der Schweif waren infolge der ſteten Magenverſtimmung unſauber. So kurz das Haar des Felles war, ſo ſtand es doch am ganzen Körper ſtruppig in die Höhe.
Aber trotz des abſchreckenden Ausſehens, welches das Greiſenalter dieſem Pferde verliehen hatte, konnte man, wenn man es betrachtete, unwillkürlich nachdenklich werden, und ein Kenner hätte ſofort geſagt, das müſſe ſeinerzeit ein auffallend ſchönes Pferd geweſen ſein. Ein Kenner hätte ſogar geſagt, daß es in Rußland nur einen Schlag gebe, der ein ſo breites Knochengerüſt aufweiſen könne und ſo gewaltige Schenkelknochen und ſolche Hufe und ſo ſchlanke Beine und eine ſolche

Aufſetzung des Halſes und vor allen Dingen eine ſolche Schädelbildung und ſo große, ſchwarze, leuchtende Augen und ſo raſſige Aderklümpchen an Kopf und Hals und eine ſo feine Haut und eine ſo feine Behaarung.

In der Tat, es lag etwas Würdevolles in der Geſtalt dieſes Pferdes und in dieſer furchtbaren Vereinigung einerſeits der abſtoßenden Merkmale der Gebrechlichkeit, deren Eindruck durch die Buntſcheckigkeit des Felles noch erhöht wurde, und anderſeits ſeiner Gebärden und Manieren und des Ausdrucks von Selbſtvertrauen und ruhigem Bewußtſein der eigenen Schönheit und Kraft.

Wie eine lebende Ruine ſtand das Tier einſam mitten auf der tauigen Wieſe, und unweit von ihm erſcholl das Stampfen, das Schnauben und das jugendfrohe Wiehern und Kreiſchen der weit zerſtreuten Herde.

Schon ſtieg die Sonne über den Wald empor, und ihre Strahlen blitzten hell auf dem Graſe und auf der Oberfläche des ſich krümmenden Fluſſes. Der Tau trocknete und ſammelte ſich in Tropfen; wie leichter Rauch verſchwand der letzte Morgennebel. Krauſe Wölkchen erſchienen am Himmel; aber es ging noch kein Wind. Jenſeits des Fluſſes ſtand dicht und ſtraff grüner Roggen, der bereits Ähren anſetzte, und es roch nach friſchem Grün und Blumen. Aus dem Walde rief der Kuckuck, mitunter dazwiſchen heiſer krächzend, und Neſtor zählte, lang auf dem Rücken liegend, wie viele Jahre er noch leben werde. Die Lerchen erhoben ſich über dem Roggenfelde und über der Wieſe in die Luft. Ein Haſe, der ſich verſpätet hatte, war zwiſchen die Pferdeherde geraten, rettete ſich in großen Sprüngen ins Freie, ſetzte ſich bei einem Buſche hin und horchte. Waska ſchlief, den Kopf mit dem Geſicht ins Gras gedrückt; die jungen Stuten zogen ſich ringsumher noch weiter von ihm fort und zerſtreuten ſich in der Niederung; auch die älteren Stuten ſchritten weiter, ab und zu ſchnaubend und eine helle Spur im Tau hinter ſich laſſend, und wählten ſich immer ſolche Stellen aus, wo ſie niemand ſtören konnte; aber ſie weideten nicht mehr, ſie fraßen nur zum Vergnügen manchmal ein paar ſchmackhafte Halme. Die ganze Herde bewegte ſich unmerklich nach einer Richtung hin.

Wieder war es die alte Schuldüba, welche, würdevoll den anderen voranſchreitend, ihnen klarmachte, daß man weiter weggehen könne. Die junge Rappſtute Muſchka, die zum erſtenmal gefohlt hatte, wieherte beſtändig, hob den Schweif und ſchnob ihrem lilafarbenen Füllen zu; die junge Atlasnaja, mit dem glatten, glänzenden Fell, ſenkte den Kopf ſo tief herab,

daß der ſchwarze, ſeidige Haarſchopf ihr die Stirn und die Augen bedeckte, ſpielte mit dem Graſe, indem ſie Hälmchen ausriß und wieder fallen ließ, und ſtampfte mit dem taufeuchten Fuße auf, an dem das Kötenhaar einen dichten Büſchel bildete. Eines der älteren Saugfohlen mochte ſich wohl ein neues Spiel erſonnen haben: das kurze, krauſe Schwänzchen wie einen Helmbuſch aufrichtend, jagte es ſchon zum ſechsundzwanzigſten Male im Kreiſe um ſeine Mutter herum, welche den Charakter ihres Sohnes ſchon hinreichend zu kennen ſchien, ruhig das Gras abrupfte und nur ab und zu mit dem großen ſchwarzen Auge von der Seite nach dem Fohlen hinblickte.
Eines der kleinſten Saugfohlen, ein ſchwarzes, dickköpfiges Tierchen, mit einem wie verwundert zwiſchen den Ohren aufſtarrenden Haarſchopf und einem kurzen Schwänzchen, das ſich noch nach der Seite krümmte, nach der es im Mutterleibe gekrümmt geweſen war, richtete die Ohren auf und ſchaute, ohne ſich von der Stelle zu rühren, mit ſtumpfblickenden Augen unverwandt nach einem andern Fohlen hin, welches immer einen Sprung machte und dann wieder rückwärts ging; es blieb unklar, ob das zuſchauende Tierchen von Neid erfüllt war oder ſich überlegte, warum ſich das andere wohl ſo benehme. Einige Fohlen ſogen, die Mäuler unter die Mütter ſchiebend; andere liefen, aus unerfindlichem Grunde, trotz aller Zurufe der Muttertiere, in kleinem, ungeſchicktem Trabe geradeswegs von dieſen fort, als ob ſie etwas ſuchen wollten, und blieben dann, wieder aus nicht erkennbarer Urſache, ſtehen und ſtießen ein lautes, verzweifeltes Gewieher aus; andere lagen, in einer Reihe hingeſtreckt, auf der Seite da; andere lernten Gras freſſen; andere kratzten ſich mit einem Hinterfuß hinter dem Ohr. Zwei noch trächtige Stuten gingen abgeſondert; langſam die Beine bewegend, fraßen ſie immer

noch. Es war nicht zu verkennen, daß ihr Zustand von den andern respektiert wurde und keines von den jüngeren Tieren an sie heranzukommen und sie zu stören wagte. Und wenn ja eine übermütige Stute sich beikommen ließ, sich ihnen zu nähern, so genügte eine Bewegung des Ohres oder des Schweifes, um ihr die ganze Unziemlichkeit ihres Benehmens zum Bewußtsein zu bringen.

Die jährigen Hengste und die jährigen Stuten taten so, als wären sie schon ausgewachsene Tiere von gesetztem Charakter; nur selten erlaubten sie sich, ein paar Sprünge zu machen und sich an lustige Gesellschaft anzuschließen. Ihre Schwanenhälschen mit den geschorenen Mähnen hinabbiegend, fraßen sie mit Anstand ihr Gras und schwenkten, als ob sie auch schon Schweife hätten, mit ihren Pinselchen umher. Ganz wie die Großen legten sich manche nieder, wälzten sich oder kratzten einander. Die lustigste Gesellschaft bestand aus den zwei- und dreijährigen ledigen Stuten. Sie gingen fast alle in einem gesonderten Trupp, eine fröhliche Mädchenschar. Aus diesem Trupp hörte man Stampfen, Kreischen, Wiehern und Schnauben. Sie drängten sich zusammen, legten einander die Köpfe auf die Schultern, beschnupperten sich, sprangen in die Höhe und liefen manchmal mit erhobenem Schweif, halb im Trabe, halb im Paßgang, stolz und kokett vor ihren Genossinnen her. Die schönste und zugleich die Rädelsführerin unter dieser ganzen Jugend war eine mutwillige braune Stute. Was sie angab, das machten die andern nach; wo sie hinging, dahin folgte ihr der ganze Haufe der Schönen. Diese Übermütige war an diesem Morgen zu allerlei Spielen ganz besonders aufgelegt. Es war eine lustige Laune über sie gekommen, wie das ja auch bei Menschen vorkommt. Schon an der Tränke hatte sie den alten Wallach geneckt; dann lief sie am Wasser

entlang, tat, als ob sie vor etwas erschrocken wäre, prustete und lief, so schnell ihre Beine sie tragen konnten, ins Feld hinaus, so daß Waska ihr und den andern, die sich ihr angeschlossen hatten, nachgaloppieren mußte. Nachdem sie dann ein bißchen gefressen hatte, fing sie an, sich umherzuwälzen; darauf foppte sie die alten Stuten dadurch, daß sie vor ihnen herging; dann trieb sie ein Füllen beiseite und lief hinter ihm her, als ob sie es beißen wollte. Die Mutter erschrak und hörte auf zu fressen; das Füllen schrie mit kläglicher Stimme; aber die übermütige Stute rührte es überhaupt nicht an; sie hatte es nur erschrecken und ihren Genossinnen, die mit großem Interesse ihre Schelmenstreiche als Zuschauerinnen verfolgten, ein Schauspiel darbieten wollen. Dann kam sie auf den Einfall, einem kleinen Grauschimmel in der Ferne, jenseits des Flusses bei dem Roggenfelde, den Kopf zu verdrehen; auf diesem Pferdchen ritt dort ein Bauer; der Pflug schleifte hinterher. Sie stellte sich in stolzer Haltung, ein wenig zur Seite gewendet, hin, hob den Kopf in die Höhe, schüttelte sich und ließ ein süßes, zärtliches, langgedehntes Wiehern erschallen. Mutwille und tiefe Empfindung und eine gewisse Traurigkeit kamen in diesem Wiehern zum Ausdruck. Auch Sehnsucht und Liebesverheißung und Liebeskummer lagen darin.

Dort rief im dichten Schilf, von einer Stelle zur andern laufend, leidenschaftlich ein Wachtelkönig seine Gefährtin zu sich; dort ließen der Kuckuck und die Wachtel ihren Liebesruf erklingen, und die Blumen sandten durch den Wind ihren duftenden Blütenstaub einander zu.

„Auch ich bin jung und schön und stark," sagte das Wiehern der übermütigen Stute. „Aber es ist mir bisher nicht vergönnt gewesen, die Süßigkeit jenes Gefühles zu kosten, ja es hat mich

überhaupt noch kein Liebhaber gesehen, wahrhaftig noch kein einziger."

Und das vielsagende Gewieher klang voll jugendlicher Sehnsucht über die Niederung und das Feld dahin und gelangte aus der Ferne zu dem grauen Pferdchen. Dieses richtete die Ohren auf und blieb stehen. Der Bauer versetzte ihm einen Stoß mit seinem in einem Bastschuh steckenden Fuße; aber der Grauschimmel war wie bezaubert von dem silberhellen Klange des fernen Wieherns und wieherte zur Antwort gleichfalls. Der Bauer wurde zornig, riß ihn an den Zügeln und stieß ihn mit dem Fuße so heftig gegen den Bauch, daß er sein Gewieher nicht zu Ende bringen konnte und weiterging. Aber dem Grauschimmel war gar süß und sehnsuchtsvoll zu Mute geworden, und noch lange drangen von den fernen Roggenfeldern die Töne eines ansetzenden leidenschaftlichen Wieherns und dann die zornigen Schimpfworte des Bauern zu der Pferdeherde herüber.

Wenn schon von dem bloßen Klang dieser Stimme der Grauschimmel sich so hingerissen fühlte, daß er seine Pflicht vergaß, was wäre dann erst mit ihm geschehen, wenn er die mutwillige Schöne in ihrer ganzen Gestalt gesehen hätte, wie sie die Ohren spitzte, die Nüstern aufblähte, die Luft einzog und, von unbestimmter Begierde getrieben und an dem ganzen jungen, schönen Leibe zitternd, nach ihm rief?

Aber die Übermütige dachte nicht lange über den Eindruck nach, den sie hervorgerufen hatte. Als die Stimme des Grauschimmels verstummt war, wieherte sie noch einmal spöttisch, bog den Kopf herunter, grub mit einem Fuß in der Erde und ging dann hin, um den scheckigen Wallach aufzuwecken und zu foppen. Der scheckige Wallach war stets das arme Opfer, das von diesen glücklichen jungen Tieren gehänselt und gepeinigt

wurde. Er hatte von diesen jungen Tieren mehr zu leiden als von den Menschen. Er selbst tat weder den einen noch den anderen Übles. Die Menschen bedienten sich seiner und mißhandelten ihn bei diesem Anlaß; aber warum quälten ihn die jungen Pferde?

Er war alt, ſie waren jung; er war mager, ſie waren wohlgenährt; er war traurig, ſie waren vergnügt. Folglich war er ein ganz fremdes, ganz andersartiges Weſen, und ſie konnten mit ihm kein Mitleid haben. Die Pferde haben nur mit ſich ſelbſt Mitleid und außerdem nur noch mitunter mit denjenigen, in deren Haut ſie ſich mit Leichtigkeit hineindenken können. Aber es war doch nicht des ſcheckigen Wallachs eigene Schuld, daß er alt und dürr und mißgeſtaltet war.
Man möchte meinen, daß es nicht ſeine eigene Schuld war; aber nach der Anſchauung der Pferde war es allerdings ſeine eigene Schuld, und nach dieſer Anſchauung waren immer nur diejenigen im Rechte, die ſtark, jung und glücklich waren, diejenigen, die noch das ganze Leben vor ſich hatten, diejenigen, bei denen in übermütiger Anſtrengung jeder Muskel zitterte und der Schweif ſich ſteif in die Höhe hob. Vielleicht ſah das auch der ſcheckige Wallach ſelbſt ein und gab in ruhigen Augenblicken ſelbſt zu, daß es ſeine eigene Schuld ſei, wenn er ſein Leben ſchon hinter ſich hatte, und daß er nun dafür büßen müſſe; aber er war doch bei alledem ein Pferd und konnte ſich oft eines Gefühls der Kränkung, des Kummers und des Unwillens nicht erwehren, wenn er all dieſes junge Volk anſah, das ihn ſein Greiſenalter ſo ſchwer entgelten ließ, obwohl es doch dieſem ſelben Greiſenalter gleichfalls am Ende des Lebens verfallen mußte. Ein weiterer Grund für die Mitleidsloſigkeit der Pferde war auch ein gewiſſes ariſtokratiſches Gefühl. Jedes von ihnen führte ſeinen Stammbaum väterlicherſeits oder mütterlicherſeits auf die berühmte Smetanka zurück; von dem Schecken aber wußte niemand, wo er herſtammte; der Schecke war ſo ein Hergelaufener, der vor drei

Jahren auf dem Jahrmarkt für achtzig Rubel Papier gekauft war.

Die braune Stute ging, als wenn sie nur so umherpromenierte, bis dicht an die Nase des scheckigen Wallachs und versetzte ihm dann einen Stoß. Er wußte schon, wie das gemeint war, und legte, ohne die Augen aufzumachen, die Ohren an den Kopf und fletschte die Zähne. Die Stute drehte ihm ihr Hinterteil zu und machte Miene, nach ihm zu schlagen. Er öffnete die Augen und ging weg nach einer andern Stelle. Zum Schlafen hatte er keine Lust mehr; so begann er denn zu fressen. Wieder kam die übermütige Stute, von ihren Freundinnen begleitet, zu dem Wallach hin. Eine zweijährige Stute mit einer Blesse, ein sehr dummes Tier, das der Braunen alles nachmachte und in allen Stücken ihre folgsame Schülerin war, kam mit ihr zusammen heran und begann, wie das Nachahmer stets tun, das, was die Braune tat, noch zu überbieten. Die braune Stute pflegte heranzukommen, als ob sie nur mit sich selbst beschäftigt wäre, und bei dem Wallach dicht vor seiner Nase vorbeizugehen, ohne ihn anzusehn, so daß er wirklich nicht wußte, ob er zornig werden sollte oder nicht, und das wirkte dann in der Tat komisch.

So machte das die braune Stute auch jetzt; aber die Blesse, welche hinter ihr ging und besonders ausgelassen war, gab dem Wallach geradezu einen Stoß mit der Brust. Dieser fletschte wieder die Zähne, kreischte auf, stürzte mit einer Geschwindigkeit, die man ihm gar nicht zugetraut hätte, hinter ihr her und biß sie in die Lende. Die Blesse schlug mit beiden Hinterfüßen aus und traf den Alten schwer auf die mageren, kahlen Rippen. Der Alte röchelte ordentlich vor Schmerz; er wollte sich noch einmal auf sie stürzen, dann aber bedachte er sich eines andern, seufzte schwer auf und ging zur Seite.

Das ganze junge Volk der Herde schien die Dreistigkeit, die sich der scheckige Wallach gegen die Blesse herausgenommen hatte, als eine persönliche Beleidigung aufzufassen; sie ließen ihn den ganzen übrigen Tag absolut nicht mehr fressen und gönnten ihm keinen Augenblick der Ruhe, so daß der Pferdehüter mehrmals einschreiten mußte und gar nicht begreifen konnte, was ihnen eigentlich in den Kopf gekommen war.

Der Wallach war so niedergeschlagen, daß er von selbst zu Nestor hinging, als der Alte sich anschickte, die Herde wieder nach Hause zu treiben, und er fühlte sich glücklicher und ruhiger, als Nestor ihn sattelte und aufstieg.

Gott weiß, welche Gedanken den alten Wallach erfüllten, als er auf seinem Rücken den alten Nestor nach Hause trug, – ob er voll Bitterkeit an das freche, grausame junge Volk dachte oder mit jenem verächtlichen, schweigsamen Stolze, wie er dem Alter eigen ist, seinen Beleidigern vergab; jedenfalls ließ er seine Empfindungen nicht kund werden, bis sie zu Hause waren.

An diesem Abend hatte Nestor Besuch von Gevattersleuten bekommen, und als er die Herde an den zum Gestüt gehörigen kleinen Wohnhäusern vorbeitrieb, bemerkte er einen Wagen mit einem Pferde, das vor seiner Haustür angebunden war. Nachdem er die Herde hineingetrieben hatte, hatte er es so eilig, daß er den Wallach, ohne ihm den Sattel abzunehmen, in den Hof ließ, seinem Kameraden Waska zurief, er solle ihn absatteln, das Tor zumachte und zu seinen Gevattersleuten ging. Ob nun deswegen, weil der Blesse, einer Urenkelin der berühmten Smetanka, von diesem „schäbigen Subjekt", das auf dem Pferdemarkte gekauft war und weder Vater noch Mutter kannte, eine Beleidigung zugefügt und dadurch das aristokratische Empfinden des ganzen Gestütes verletzt war,

oder weil der Wallach mit dem hohen Sattel ohne Reiter den Pferden ein seltsames, phantastisches Schauspiel bot, – genug, es ereignete sich in dieser Nacht auf dem Pferdehofe etwas Ungewöhnliches. Alle Pferde, junge und alte, liefen zähnefletschend hinter dem Wallach her und jagten ihn auf dem Hofe herum. Man hörte das Dröhnen der Hufschläge gegen seine mageren Flanken und das schwere Ächzen des Getroffenen. Der Wallach konnte das nicht mehr ertragen und konnte den Hufschlägen nicht mehr ausweichen. Mitten im Hofe blieb er stehen; auf seinem Gesicht malte sich in abstoßender Weise die kraftlose Wut des schwächlichen Greisenalters und dann die vollste Verzweiflung. Er legte die Ohren zurück, und plötzlich geschah etwas, was alle Pferde sofort veranlaßte, ihre Angriffe einzustellen. Die älteste Stute, namens Wjasopuricha, ging an den Wallach heran, beschnupperte ihn und seufzte. Der Wallach seufzte gleichfalls .....

.....

In der Mitte des hell vom Monde beleuchteten Hofes stand die hohe, hagere Gestalt des Wallachs mit dem hohen Sattel und dem emporstehenden Knopf am Sattelbogen. Regungslos und in tiefem Schweigen standen die Pferde um ihn herum, als ob sie etwas Neues, Ungewöhnliches aus seinem Munde erführen. Und sie erfuhren auch wirklich aus seinem Munde etwas Neues, Unerwartetes. Was er ihnen mitteilte, war folgendes .....

.....

Die erste Nacht

„Ja, ich bin ein Sohn von Ljubesnü I. und Baba. Mein Name ist nach dem Stammbaum Muschik I.* Ich heiße also Muschik I. nach dem Stammbaum, im gewöhnlichen Leben aber Leinwandmesser; diesen Beinamen haben mir die Leute wegen meines langen, weit ausholenden Schrittes gegeben, der in Rußland nicht seinesgleichen hatte. Was Abstammung anlangt, so gibt es in der Welt kein Pferd, das von edlerem Geblüte wäre. Ich hätte euch das nie gesagt. Wozu auch? Ihr hättet mich ja doch nie erkannt, wie mich auch Wjasopuricha, die doch mit mir zusammen in Chrenowo war, so lange nicht erkannt hatte und erst jetzt wiedererkannt hat. Auch jetzt würdet ihr mir nicht glauben, wenn mir nicht das Zeugnis dieser Wjasopuricha hier zur Seite stände. Ich hätte euch das niemals gesagt. Ich brauche kein Mitleid von den Pferden. Aber ihr habt es gewollt. Ja, ich bin jener Leinwandmesser, nach dessen Verbleib die Pferdekenner vergeblich forschen,

* Muschik = Bauer. Anm. des Übers.

jener Leinwandmeſſer, den der Graf ſelbſt gekannt, aber aus dem Geſtüte verwieſen hat, weil ich ſeinen Liebling Lebed überholt hatte .....

.....

Als ich geboren wurde, wußte ich nicht, was das bedeutet: ein Schecke; ich meinte eben, ich ſei ein Pferd. Die erſte Bemerkung, die über mein Fell gemacht wurde, verſetzte – darauf beſinne ich mich noch ſehr wohl – mich und meine Mutter in großes Erſtaunen.

Ich wurde wahrſcheinlich in der Nacht geboren; am Morgen ſtand ich, von meiner Mutter ſchon rein geleckt, bereits auf den Füßen. Ich erinnere mich, daß ich immer ein Verlangen nach etwas verſpürte, und daß mir alles höchſt wunderbar und zugleich höchſt ſelbſtverſtändlich vorkam. Die Boxes lagen bei uns an einem langen, warmen Korridor und hatten Gittertüren, durch die man alles ſehen konnte.

Meine Mutter hielt mir das Euter hin; aber ich war noch ſo unerfahren, daß ich mit der Naſe bald unter die Vorderbeine meiner Mutter, bald unter die Krippe ſtieß. Plötzlich blickte meine Mutter ſich nach der Gittertür um, trat mit einem Beine über mich fort und ging zur Seite. Der Knecht, der den Stalldienſt hatte, ſah durch das Gitter zu uns in die Box herein.

‚Ei, ſieh da! Baba hat gefohlt!‘ ſagte er und ſchob den Riegel zurück. Er kam herein, ging über das friſche Stroh auf mich zu und faßte mich mit beiden Armen um. ‚Sieh mal, Taras!‘ rief er, ‚ein ſchnurriger Schecke, die reine Elſter!‘

Ich riß mich von ihm los, ſtolperte und fiel auf die Knie nieder.

‚Ei, ſo ein kleines Teufelchen!‘ ſagte er.

Meine Mutter wurde unruhig, machte aber keine Anſtalten,

mich zu schützen; sie seufzte nur schwer, sehr schwer und trat ein wenig zur Seite. Die Stallknechte kamen und besahen mich. Einer von ihnen lief hin, um es dem Stallmeister zu melden. Alle lachten, sobald sie mein scheckiges Fell erblickten, und gaben mir allerlei sonderbare Benennungen. Der Sinn dieser Worte war nicht nur mir, sondern auch meiner Mutter unverständlich. Bisher war unter uns und allen meinen Verwandten kein einziger Schecke gewesen. Wir glaubten nicht, daß etwas Schlimmes dabei sei. Meinen Körperbau und meine Kraft lobten auch damals alle.

‚Sieh, was für ein flinkes Kerlchen!‘ sagte einer der Stallknechte. ‚Man kann ihn kaum halten.‘

Nach einiger Zeit kam der Stallmeister; auch er wunderte sich über meine Farbe; er schien sogar darüber verdrießlich zu sein.

‚Von wem das kleine Scheusal das bloß hat?‘ sagte er. ‚Der Direktor wird ihn nun nicht im Gestüt behalten mögen. Ach, Baba, du hast mich schön angeführt,‘ wandte er sich zu meiner Mutter. ‚Hättest du nur wenigstens einen Bleß zur Welt gebracht; aber einen ganz Scheckigen!‘

Meine Mutter antwortete nichts und seufzte nur wieder, wie immer in ähnlichen Fällen.

‚Von wem er das bloß hat?‘ fuhr er fort. ‚Wie ein Bauer sieht er aus! Im Gestüt können wir ihn nicht behalten; es ist eine wahre Schande! Aber von Gestalt ist er schön, sehr schön!‘ sagte er, und das sagten alle, die mich sahen.

Nach einigen Tagen kam auch der Gestütsdirektor selbst; er betrachtete mich, und wieder waren alle ganz entsetzt und schalten auf mich und auf meine Mutter wegen der Farbe meines Felles. ‚Aber von Gestalt ist er schön, sehr schön!‘ sagte jeder, der mich sah.

Bis zum Frühling wohnten wir Füllen alle im Stalle der Mutterſtuten, aber geſondert, jedes bei ſeiner Mutter. Nur zu der Zeit, als ſchon der Schnee auf den Dächern der Stallungen von der Sonne zu ſchmelzen anfing, wurde ich mitunter mit meiner Mutter auf den geräumigen Hof hinausgelaſſen, der mit friſchem Stroh belegt war. Dort lernte ich zum erſten Male alle meine Verwandten, nähere und entferntere, kennen. Dort ſah ich, wie aus den verſchiedenen Türen lauter damals hochberühmte Stuten mit ihren Füllen herauskamen. Da war die alte Hollandka, dann Muſchka, eine Tochter von Smetanka, dann Krasnucha, ferner das Reitpferd Dobrochotticha, lauter Berühmtheiten jener Zeit; alle kamen ſie da nebſt ihren Füllen zuſammen, gingen im Sonnenſchein umher, wälzten ſich auf dem friſchen Stroh und beſchnupperten einander ganz wie gewöhnliche Pferde. Den Anblick dieſes Hofes, den die ſchönſten Stuten jener Zeit erfüllten, habe ich bis auf den heutigen Tag nicht vergeſſen können. Es wird euch ſonderbar vorkommen, wenn ihr euch vorſtellen und glauben ſollt, daß ich einſt jung und feurig war; und doch war es ſo. Da war auch dieſe ſelbe Wjaſopuricha, die ihr hier ſeht, damals noch ein einjähriges Tierchen mit geſchorener Mähne, ein liebes, luſtiges, mutwilliges Pferdchen; aber — und das ſage ich nicht etwa, um ſie zu kränken — obgleich ſie jetzt unter euch, was Geblüt anlangt, für eine Seltenheit gilt, gehörte ſie damals zu den geringſten Pferden jener Zucht. Sie wird euch das ſelbſt beſtätigen.

Meine Buntſcheckigkeit, die den Menſchen ſo ſehr mißfiel, gefiel dafür allen Pferden außerordentlich gut; alle umringten ſie mich, bewunderten mich und ſpielten mit mir. Ich begann ſchon zu vergeſſen, was die Menſchen über meine Buntſcheckigkeit geſagt hatten, und mich glücklich zu fühlen. Aber bald

lernte ich den erſten Kummer in meinem Leben kennen, und die Urſache dieſes Kummers war meine Mutter. Als es ſchon zu tauen anfing, die Sperlinge unter den Vordächern zwitſcherten und der Frühling ſich immer ſtärker in der Luft ſpürbar machte, da begann meine Mutter, ihr Benehmen gegen mich zu ändern.

Ihr ganzes Weſen war wie umgewandelt; bald begann ſie plötzlich ohne jeden Anlaß zu ſpielen und auf dem Hofe herumzutollen, was zu ihrem geſetzten Alter ganz und gar nicht paßte; bald verſank ſie in Gedanken und wieherte dabei; bald biß ſie die andern Stuten und ſchlug mit den Hinterfüßen nach ihnen; bald beſchnupperte ſie mich und ſchnob unzufrieden; bald legte ſie, wenn wir draußen im Sonnenſchein waren, ihren Kopf über die Schulter ihrer Kuſine Kuptſchicha und kratzte ihr lange nachdenklich den Rücken; mich aber ſtieß ſie vom Euter weg. Eines Tages kam der Stallmeiſter, ließ ihr ein Halfter anlegen, und dann wurde ſie aus der Box hinausgeführt. Sie wieherte; ich rief ihr zu und wollte ihr nachſtürzen; aber ſie ſah ſich nicht einmal nach mir um. Der Stallknecht Taras ergriff mich mit beiden Armen in dem Augenblick, wo ſich die Tür hinter meiner Mutter, die hinausgeführt wurde, ſchloß.

Ich riß mich los und warf den Stallknecht in das Stroh; aber die Tür war feſt geſchloſſen, und ich hörte nur das ſich immer weiter entfernende Wiehern meiner Mutter. Und in dieſem Wiehern hörte ich nicht mehr einen Ruf nach mir, ſondern ich merkte darin einen ganz anderen Ausdruck. Auf ihre Stimme antwortete in der Ferne eine mächtige andere Stimme, wie ich ſpäter erfuhr, die Stimme Dobrüs I., der, mit je einem Stallknecht rechts und links, zum Rendezvous mit meiner Mutter kam.

Jahren auf dem Jahrmarkt für achtzig Rubel Papier gekauft war.

Die braune Stute ging, als wenn sie nur so umherpromenierte, bis dicht an die Nase des scheckigen Wallachs und versetzte ihm dann einen Stoß. Er wußte schon, wie das gemeint war, und legte, ohne die Augen aufzumachen, die Ohren an den Kopf und fletschte die Zähne. Die Stute drehte ihm ihr Hinterteil zu und machte Miene, nach ihm zu schlagen. Er öffnete die Augen und ging weg nach einer andern Stelle. Zum Schlafen hatte er keine Lust mehr; so begann er denn zu fressen. Wieder kam die übermütige Stute, von ihren Freundinnen begleitet, zu dem Wallach hin. Eine zweijährige Stute mit einer Bleſſe, ein sehr dummes Tier, das der Braunen alles nachmachte und in allen Stücken ihre folgsame Schülerin war, kam mit ihr zusammen heran und begann, wie das Nachahmer stets tun, das, was die Braune tat, noch zu überbieten. Die braune Stute pflegte heranzukommen, als ob sie nur mit sich selbst beschäftigt wäre, und bei dem Wallach dicht vor seiner Nase vorbeizugehen, ohne ihn anzusehn, so daß er wirklich nicht wußte, ob er zornig werden sollte oder nicht, und das wirkte dann in der Tat komisch.

So machte das die braune Stute auch jetzt; aber die Bleſſe, welche hinter ihr ging und besonders ausgelassen war, gab dem Wallach geradezu einen Stoß mit der Brust. Dieser fletschte wieder die Zähne, kreischte auf, stürzte mit einer Geschwindigkeit, die man ihm gar nicht zugetraut hätte, hinter ihr her und biß sie in die Lende. Die Bleſſe schlug mit beiden Hinterfüßen aus und traf den Alten schwer auf die mageren, kahlen Rippen. Der Alte röchelte ordentlich vor Schmerz; er wollte sich noch einmal auf sie stürzen, dann aber bedachte er sich eines andern, seufzte schwer auf und ging zur Seite.

Das ganze junge Volk der Herde ſchien die Dreiſtigkeit, die ſich der ſcheckige Wallach gegen die Bleſſe herausgenommen hatte, als eine perſönliche Beleidigung aufzufaſſen; ſie ließen ihn den ganzen übrigen Tag abſolut nicht mehr freſſen und gönnten ihm keinen Augenblick der Ruhe, ſo daß der Pferdehüter mehrmals einſchreiten mußte und gar nicht begreifen konnte, was ihnen eigentlich in den Kopf gekommen war.

Der Wallach war ſo niedergeſchlagen, daß er von ſelbſt zu Neſtor hinging, als der Alte ſich anſchickte, die Herde wieder nach Hauſe zu treiben, und er fühlte ſich glücklicher und ruhiger, als Neſtor ihn ſattelte und aufſtieg.

Gott weiß, welche Gedanken den alten Wallach erfüllten, als er auf ſeinem Rücken den alten Neſtor nach Hauſe trug, – ob er voll Bitterkeit an das freche, grauſame junge Volk dachte oder mit jenem verächtlichen, ſchweigſamen Stolze, wie er dem Alter eigen iſt, ſeinen Beleidigern vergab; jedenfalls ließ er ſeine Empfindungen nicht kund werden, bis ſie zu Hauſe waren.

An dieſem Abend hatte Neſtor Beſuch von Gevattersleuten bekommen, und als er die Herde an den zum Geſtüt gehörigen kleinen Wohnhäuſern vorbeitrieb, bemerkte er einen Wagen mit einem Pferde, das vor ſeiner Haustür angebunden war. Nachdem er die Herde hineingetrieben hatte, hatte er es ſo eilig, daß er den Wallach, ohne ihm den Sattel abzunehmen, in den Hof ließ, ſeinem Kameraden Waska zurief, er ſolle ihn abſatteln, das Tor zumachte und zu ſeinen Gevattersleuten ging. Ob nun deswegen, weil der Bleſſe, einer Urenkelin der berühmten Smetanka, von dieſem „ſchäbigen Subjekt", das auf dem Pferdemarkte gekauft war und weder Vater noch Mutter kannte, eine Beleidigung zugefügt und dadurch das ariſtokratiſche Empfinden des ganzen Geſtütes verletzt war,

VI

Die zweite Nacht

Sobald die Pferde am Abend in den Hof getrieben waren, drängten sie sich wieder um den Schecken.

„Im August trennte man mich von meiner Mutter," fuhr der Schecke fort, „und ich empfand darüber keinen sonderlichen Kummer. Ich sah, daß meine Mutter schon einen jüngeren Bruder trug, den berühmten Usan, und ich war nicht mehr derselbe, der ich früher gewesen war. Ich war nicht eifersüchtig; aber ich fühlte, daß ich kühler gegen sie geworden war. Außerdem wußte ich, daß ich nach der Trennung von der Mutter in die allgemeine Füllenabteilung kam, wo wir zu zweien und dreien zusammen standen und täglich unsere ganze junge Schar ins Freie hinausgelassen wurde. Ich stand in einer Box mit Milü. Milü ist ein Reitpferd geworden, und es hat ihn später der Kaiser geritten, und er ist auf Gemälden und in Statuen dargestellt worden. Damals war er noch ein einfaches Füllen, mit glänzendem, zartem Fell, einem Schwanenhals und schnurgeraden, feinen Beinen. Er war immer vergnügt, gutmütig und liebenswürdig, immer bereit zu spielen, sich mit einem andern zu belecken und mit einem andern Pferde oder einem Menschen sein Späßchen zu treiben. Unwillkürlich befreundeten wir uns miteinander, da wir zusammen wohnten, und diese Freundschaft hat während unserer ganzen Jugendzeit fortgedauert. Er war lustig und leichtsinnig. Er fing schon damals an zu lieben, schäkerte mit den Stuten und lachte mich wegen meiner Unschuld aus. Und zu meinem Unglück begann ich, es ihm aus Ehrgeiz nachzumachen, und war sehr bald ganz toll verliebt. Und diese meine

frühe Neigung wurde die Urſache zu der größten Veränderung meines Schickſals. Es kam manchmal vor, daß ich mich vor Liebe gar nicht zu laſſen wußte... Wjaſopuricha war ein Jahr älter als ich; wir waren miteinander ſehr gut befreundet; aber gegen Ende des Herbſtes bemerkte ich, daß ſie anfing mir auszuweichen...

Aber ich will nicht dieſe ganze unglückliche Geſchichte meiner erſten Liebe erzählen; Wjaſopuricha ſelbſt wird ſich erinnern, in welcher ſinnloſen Weiſe ich mich von meiner Leidenſchaft hinreißen ließ, und wie dies mit der wichtigſten Veränderung in meinem Leben endete.

Die Pferdehüter ſtürzten herbei, um ſie fortzujagen und mich zu ſchlagen. Am Abend wurde ich in eine beſondere Box gebracht; ich wieherte die ganze Nacht hindurch, wie in einer Vorahnung deſſen, was mir der folgende Tag bringen ſollte.

Am Morgen kamen in den Korridor vor meiner Box der Geſtütsdirektor, der Stallmeiſter, ein paar Stallknechte und Pferdehüter, und es erhob ſich ein furchtbarer Lärm. Der Direktor ſchrie den Stallmeiſter an; der Stallmeiſter verteidigte ſich, er habe verboten gehabt, mich herauszulaſſen, und die Stallknechte hätten es eigenmächtig getan. Der Direktor ſagte, er werde ſie alleſamt durchpeitſchen laſſen; daß junge Hengſte nicht zu halten ſeien, hätten ſie wiſſen müſſen. Der Stallmeiſter verſprach, er werde alles ausführen. Sie ſchwiegen endlich und gingen fort. Ich hatte nichts begriffen; aber ich ſah, daß ſie etwas Schlimmes mit mir vorhatten.

.....

.....

Tags darauf hörte ich für mein lebelang auf zu wiehern; ich wurde ſo, wie ich jetzt bin. Die ganze Welt hatte in meinen Augen eine andere Geſtalt bekommen. Nichts machte mir

Freude; ich vergrub mich in mich selbst und wurde nachdenklich. Anfangs war mir alles zuwider. Ich hörte sogar auf zu trinken, zu fressen und zu gehen; und nun gar an Spielen dachte ich überhaupt nicht mehr. Mitunter kam mir der Einfall auszuschlagen, umherzugaloppieren, zu wiehern; aber sofort trat mir auch die furchtbare Frage entgegen: warum? wozu? Und meine letzte Kraft sank dahin.

Einmal wurde ich abends draußen umhergeführt gerade in dem Augenblicke, als man die Herde vom Felde heimtrieb. Schon von weitem erblickte ich die Staubwolke mit den noch undeutlichen, mir so wohlbekannten Umrissen aller unserer Mutterstuten. Ich hörte das lustige Wiehern und das Getrappel. Ich blieb stehen, obgleich der Strick des Halfters, an dem mich der Stallknecht zog, mir in den Nacken schnitt, und schaute nach der näherkommenden Herde hin, wie man auf ein für immer verlorenes, unwiederbringliches Glück hinschaut. Als sie herankamen, unterschied ich einzeln alle die mir bekannten schönen, prächtigen, gesunden, wohlgenährten Gestalten. Einige von ihnen blickten auch nach mir hin. Ich fühlte nicht mehr den Schmerz, als mich der Stallknecht am Halfter zog. Ich vergaß, wer ich war, und begann in Erinnerung an frühere Zeiten zu wiehern und Trab zu laufen; aber mein Wiehern klang traurig, lächerlich und töricht. In der Herde wurde nicht gelacht; aber ich merkte, wie sich viele der Pferde aus Anstandsgefühl von mir abwandten. Ich machte offenbar auf sie einen widerwärtigen, kläglichen, peinlichen und vor allen Dingen lächerlichen Eindruck. Lächerlich erschien ihnen mein dünner, energieloser Hals, mein großer Kopf (ich war damals sehr mager geworden), meine langen, plumpen Beine, und wie ich aus alter Gewohnheit in ungeschickter Gangart im Kreise um den Stallknecht herumtrabte.

Niemand antwortete auf mein Gewieher; alle wandten ſie ſich von mir ab. Ich begriff plötzlich alles; ich begriff, wie fern ich ihnen allen für immer ſtand, und ich erinnere mich nicht mehr, wie ich damals hinter dem Stallknecht her nach Hauſe gekommen bin.

Ich hatte auch früher ſchon einen H..ag zum Ernſt und zum Nachſinnen beſeſſen; jetzt nun aber ging in meinem Innern eine entſchiedene Umwandlung vor. Meine Buntſcheckigkeit, die mir dieſe ſeltſame Verachtung ſeitens der Menſchen zuzog, ferner das furchtbare Unglück, das ſo unerwartet über mich hereingebrochen war, und dazu noch meine eigentümliche Stellung im Geſtüt, die ich empfand, aber mir ſchlechterdings noch nicht erklären konnte, dies alles brachte mich dahin, mich tief in mein Inneres zurückzuziehen. Ich dachte über die Ungerechtigkeit der Menſchen nach, die mich dafür verdammten, daß ich ein Schecke war; ich dachte über die Unbeſtändigkeit der mütterlichen Liebe und überhaupt der weiblichen Liebe nach und über ihre Abhängigkeit von phyſiſchen Zuſtänden; ganz beſonders aber dachte ich über die Eigenheiten jener ſonderbaren Gattung von lebenden Weſen nach, mit der wir in ſo enger Verbindung ſtehen, und die wir Menſchen nennen, über diejenigen Eigenheiten, deren Folge jene Beſonderheit meiner Stellung im Geſtüt war, die ich wohl empfand, aber nicht begreifen konnte.

Was es mit dieſer Beſonderheit und mit den menſchlichen Eigenheiten, auf denen ſie beruhte, für eine Bewandtnis hatte, das entdeckte ich bei folgender Gelegenheit.

Es war im Winter, in der Feſtzeit. Einen ganzen Tag lang erhielt ich kein Futter und auch nichts zu trinken. Wie ich nachher erfuhr, war dies daher gekommen, daß unſer Stallknecht betrunken war. An demſelben Tage kam der Stall-

meiſter zu mir herein, ſah, daß ich nichts zu freſſen hatte, und ſchimpfte in ſehr ſtarken Ausdrücken auf den nicht anweſenden Stallknecht. Dann ging er wieder weg.

Am andern Tage kam der Stallknecht mit einem ſeiner Kameraden in unſere Box herein, um uns Heu zu geben. Ich bemerkte, daß er auffällig blaß und in trüber Stimmung war, und daß namentlich die Art, wie er ſeinen langen Rücken bewegte, eine beſondere Bedeutung und etwas Mitleiderregendes hatte.

Grimmig warf er das Heu hinter die Raufe. Ich wollte meinen Kopf über ſeine Schulter ſchieben; aber er ſchlug mich mit der Fauſt ſo ſchmerzhaft auf das Maul, daß ich zurückſprang. Dann gab er mir noch mit dem Stiefel einen Tritt gegen den Bauch.

‚Wenn dieſes verdammte Aas nicht wäre,‘ ſagte er, ‚dann wäre nichts paſſiert.‘

‚Was iſt denn geweſen?‘ fragte der andere Stallknecht.

‚Ja, nach dem Grafen ſeinen Pferden, da ſieht er nicht nach; aber bei ſeinem, da revidiert er den Tag zweimal.‘

‚Iſt ihm denn der Schecke geſchenkt worden?‘ fragte der andere.

‚Ob verkauft oder geſchenkt, das weiß der Teufel. Dem Grafen ſeine Pferde, wenn die auch alle vor Hunger krepieren, das iſt ihm ganz egal; aber wenn man ſich beikommen läßt, ſeinem Füllen kein Futter zu geben! „Leg dich hin!“ ſagt er. „Und nun haut ordentlich zu!“ Er hat kein Chriſtentum. Das Vieh tut ihm mehr leid als ein Menſch. Man merkt, daß er kein Kreuz auf der Bruſt trägt; er hat ſelbſt die Hiebe gezählt, der Barbar! Selbſt der Direktor hat mich noch nie ſo hauen laſſen; mein ganzer Rücken iſt voll Striemen; man ſieht, er hat kein chriſtliches Herz im Leibe.‘

Was ſie vom Durchpeitſchen und vom Chriſtentum ſagten, das verſtand ich ganz gut; aber vollſtändig dunkel war mir damals noch, was der Ausdruck ‚ſein Füllen‘ bedeutete, aus welchem ich erſah, daß die Menſchen irgendwelche Beziehung zwiſchen mir und dem Stallmeiſter annahmen. Worin dieſe Beziehung beſtand, konnte ich damals ſchlechterdings nicht begreifen. Erſt viel ſpäter, nachdem man mich von den andern Pferden getrennt hatte, verſtand ich, was das bedeutete. Damals konnte ich gar nicht begreifen, was das eigentlich heißen ſollte, daß ſie mich als das Eigentum eines Menſchen bezeichneten. Der Ausdruck ‚mein Pferd‘ bezog ſich auf mich, ein lebendiges Pferd, und erſchien mir ebenſo ſeltſam wie ſolche Ausdrücke: ‚mein Land‘, ‚meine Luft‘, ‚mein Waſſer‘.

Aber dieſe Worte hatten mir einen gewaltigen Eindruck gemacht. Unaufhörlich dachte ich darüber nach; aber erſt lange nachher, nachdem ich die mannigfachſten Beziehungen zu den Menſchen durchgemacht hatte, begriff ich endlich, welche Bedeutung die Menſchen dieſen ſonderbaren Worten beilegen. Dieſe Bedeutung iſt folgende: Für die Menſchen ſind im Leben nicht Taten das Beſtimmende, ſondern Worte. Es kommt ihnen nicht ſowohl auf die Möglichkeit an, etwas zu tun oder nicht zu tun, als vielmehr auf die Möglichkeit, mit Bezug auf allerlei Gegenſtände gewiſſe Worte von konventioneller Bedeutung zu gebrauchen. Solche Worte, die bei ihnen für ſehr wichtig gelten, ſind die Worte ‚mein, meine‘, deren ſie ſich in bezug auf die verſchiedenſten Dinge, auf lebende Weſen und lebloſe Gegenſtände, bedienen, ſogar in bezug auf den Erdboden, auf Menſchen und auf Pferde. Sie haben untereinander feſtgeſetzt, daß von ein und demſelben Dinge immer nur einer ‚mein‘ ſagen darf. Und wer nach dieſem unter ihnen vereinbarten Spiel von der größten Anzahl von Dingen ‚mein‘ ſagt,

der gilt bei ihnen für den Glücklichſten. Weshalb das ſo iſt, weiß ich nicht; aber es iſt ſo. Früher habe ich mich lange bemüht, mir das aus irgendwelchem unmittelbaren Vorteil zu erklären; aber eine ſolche Erklärung erwies ſich als unzutreffend. Zum Beiſpiel: viele von den Menſchen, die mich ihr Pferd nannten, ritten gar nicht auf mir; ſondern es ritten auf mir ganz andere Leute. Es fütterten mich auch nicht ſie, ſondern ganz andere. Gutes taten mir wiederum nicht diejenigen, die mich ihr Pferd nannten, ſondern Kutſcher, Roßärzte und überhaupt fremde Menſchen. Als ſich in der Folge der Kreis meiner Beobachtungen erweiterte, überzeugte ich mich, daß nicht nur in bezug auf uns Pferde der Begriff ‚mein‘ lediglich auf einem niedrigen, animaliſchen Inſtinkte der Menſchen beruht, den ſie Eigentumsſinn oder Eigentumsrecht nennen. Der Menſch ſagt auch: ‚mein Haus‘, obgleich er nie darin wohnt, ſondern nur für die Erbauung und Erhaltung des Hauſes Sorge trägt. Der Kaufmann ſagt: ‚mein Laden‘, zum Beiſpiel ‚mein Tuchladen‘, und läßt ſich dabei doch nicht ſeine Kleider aus dem beſten Tuche machen, das in ſeinem Laden iſt.

Es gibt Menſchen, die ein Stück Land als das ihrige bezeichnen und doch dieſes Stück Land nie geſehen haben, nie auf ihm umhergegangen ſind. Es gibt Menſchen, welche von anderen Menſchen ‚mein‘ ſagen, und doch haben ſie dieſe Menſchen nie geſehen, und ihre ganze Beziehung zu dieſen Menſchen beſteht darin, daß ſie ihnen Böſes tun.

Es gibt Menſchen, welche Frauen als ihre Frauen bezeichnen, und doch leben dieſe Frauen mit anderen Männern. Und die Menſchen ſtreben im Leben nicht danach, das zu tun, was ſie für gut und recht halten, ſondern danach, möglichſt viele Dinge die ihrigen zu nennen.

Ich bin jetzt der Überzeugung, daß gerade darin der wesentliche Unterschied zwischen den Menschen und uns besteht. Und schon darum allein -- von unseren anderen Vorzügen vor den Menschen gar nicht zu reden – können wir dreist sagen, daß wir auf der Stufenleiter der lebenden Wesen höher stehen als die Menschen; für das Handeln der Menschen, wenigstens derjenigen, mit denen ich in Beziehung gekommen bin, sind das Bestimmende Worte, für das unsrige das wirkliche Tun.
Dieses Recht also, von mir zu sagen ‚mein Pferd', hatte der Stallmeister erhalten, und darum ließ er den Stallknecht durchpeitschen. Diese Entdeckung versetzte mich in lebhaftes Erstaunen, und sie, sowie mein Befremden über die Gedanken und Urteile, die meine buntscheckige Farbe bei den Menschen hervorrief, und das Nachsinnen, zu dem mich die Sinnesänderung meiner Mutter veranlaßte, haben mich zu dem ernsten, tiefsinnigen Wallach werden lassen, der ich bin.
Ich war dreifach unglücklich: ich war scheckig, ich war ein Wallach, und die Menschen hatten von mir die Vorstellung, daß ich nicht Gott und mir selbst angehörte, wie das doch jedem lebenden Wesen angeboren ist, sondern daß ich dem Stallmeister gehörte.
Daß sie von mir diese Vorstellung hatten, hatte mehrere Folgen. Gleich die erste dieser Folgen bestand darin, daß man mich abgesondert hielt, besser fütterte, häufiger an der Leine laufen ließ und mich früher anspannte. Zum ersten Mal wurde ich in meinem dritten Lebensjahre angespannt. Ich erinnere mich, wie damals der Stallmeister selbst, der die Vorstellung hatte, daß ich ihm gehörte, mit einer ganzen Schar von Stallknechten sich daran machte, mich anzuspannen, und von mir Wildheit und Widersetzlichkeit erwartete. Sie banden mich mit Stricken und führten mich in die Gabeldeichsel; auf

den Rücken hatten sie mir ein breites Kreuz von Riemen gelegt und banden es an der Gabeldeichsel fest, damit ich nicht hinten ausschlagen könne; ich aber hatte nur auf eine Gelegenheit gewartet, meine Lust und Liebe zur Arbeit zu zeigen.

Sie wunderten sich, daß ich in der Deichsel ging wie ein altes Pferd. Man fuhr mich ein, und ich übte mich im Traben. Mit jedem Tage machte ich größere Fortschritte, so daß nach drei Monaten der Gestütsdirektor selbst und viele andere meinen Gang lobten. Aber merkwürdig, eben deshalb weil sie die Vorstellung hatten, daß ich nicht mein eigen sei, sondern Eigentum des Stallmeisters, erhielt mein Gang für sie eine ganz andere Bedeutung.

Die Hengste, meine Brüder, fuhr man zum Wettrennen ein; man maß ihr Tempo; es kamen Leute heraus, um ihnen zuzusehen; man spannte sie vor Wagen mit vergoldeten Zieraten und legte ihnen teure Satteldecken auf. Ich fuhr mit dem einfachen Break des Stallmeisters nach Tschesmenka und den anderen Vorwerken, wenn er dort zu tun hatte. Alles das kam davon her, daß ich ein Schecke war, und hauptsächlich daher, daß ich nach der Meinung der Menschen nicht dem Grafen, sondern dem Stallmeister gehörte.

Morgen, wenn wir dann noch leben, will ich euch erzählen, welche wichtige Folge dieses Eigentumsrecht, das sich der Stallmeister einbildete, für mich hatte."

Diesen ganzen Tag über benahmen sich die Pferde gegen Leinwandmesser rücksichtsvoll; aber Nestors Benehmen war so grob wie immer. Der Grauschimmel des Bauern wieherte von selbst auf, als er in die Nähe der Herde kam, und die braune Stute kokettierte wieder mit ihm.

VII

Die dritte Nacht

Der Mond war im Zunehmen, und seine schmale Sichel beleuchtete die Gestalt Leinwandmessers, welcher mitten auf dem Hofe stand. Die Pferde drängten sich um ihn.

„Die wichtigste, erstaunlichste Folge des Umstandes, daß ich nicht dem Grafen, nicht Gott, sondern dem Stallmeister gehörte," fuhr der Schecke fort, „bestand für mich darin, daß gerade das, was unser Hauptverdienst bildet, der flotte Gang, die Ursache zu meiner Verbannung wurde. Lebed wurde in der kreisförmigen Fahrbahn eingefahren; da kam der Stallmeister gerade mit mir aus Tschesmenka zurückgefahren und hielt bei der Fahrbahn an. Lebed kam bei uns vorbei. Er ging gut; aber er stolzierte dabei und verstand sich nicht auf die Kraftausnutzung, die ich bei mir herausgearbeitet hatte, daß nämlich in dem Augenblicke, wo ein Fuß den Erdboden berührt, ein anderer sich von ihm loshebt und nicht die geringste Anstrengung zwecklos vergeudet wird, sondern jede Anstrengung zur Vorwärtsbewegung mitwirkt. Also Lebed kam bei uns vorbei. Ich strebte nach der Fahrbahn hinein, und der Stallmeister hielt mich nicht zurück. ‚Na, wie ists, wollt ihr mal euren Lebed mit meinem Schecken um die Wette laufen lassen?' rief er, und als Lebed zum zweiten Male vorbeikam, ließ er mich los. Der andere hatte schon seine volle Geschwindigkeit, und daher blieb ich bei der ersten Runde zurück; aber bei der zweiten rückte ich gegen ihn auf, kam seinem Wagen immer näher, holte ihn ein, überholte ihn, — und blieb voran. Es wurde noch ein zweiter Versuch ange-

stellt, mit demselben Erfolge. Ich war der Schnellere. Und das versetzte alle in Schrecken. Der Gestütsdirektor verlangte, ich sollte sobald wie möglich weit weg verkauft werden, damit sie von mir nichts mehr zu sehen und zu hören bekämen. ‚Wenn es der Graf erfährt, dann passiert etwas Schlimmes!‘ sagte er. So wurde ich denn als Deichselpferd an einen Pferdehändler verkauft. Bei dem Pferdehändler blieb ich nicht lange; ein Husarenoffizier, welcher Remontepferde für das Regiment einkaufte, erstand mich für sich selbst. Alles, was mir in der letzten Zeit widerfahren war, war so ungerecht und grausam gewesen, daß ich froh war, als man mich aus Chrenowo fortführte und für immer von allem trennte, was mit mir verwandt war und mir lieb gewesen war. Ich hatte mich dort unter den andern Pferden gar zu bedrückt gefühlt. Ihnen standen im Leben Liebe, Ehren und Freiheit bevor, mir Arbeit und Erniedrigung, Erniedrigung und Arbeit bis zum Ende meines Daseins! Und weshalb? Weil ich ein Schecke war und darum jemandes Eigentum hatte werden müssen ...“

Weiter konnte Leinwandmesser an diesem Abende nicht erzählen. Auf dem Pferdehofe trat ein Ereignis ein, welches alle Pferde in Aufregung versetzte. Kuptschicha, eine trächtige, verspätete Stute, die zuerst bei der Erzählung mit zugehört hatte, wandte sich plötzlich um, ging langsam unter das Schuppendach und begann dort so laut zu ächzen, daß alle Pferde auf sie aufmerksam wurden; dann legte sie sich nieder, darauf stand sie wieder auf und legte sich von neuem nieder. Die alten Mutterstuten wußten, was mit ihr vorging; aber die jüngeren Tiere gerieten in große Erregung, verließen den Wallach und umringten die Kranke.

Am Morgen war ein neues Füllen da, das sich nur schwan-

kend auf den Beinen hielt. Neſtor rief den Stallmeiſter herbei, und die Stute mit ihrem Füllen wurde in eine beſondere Box gebracht, die anderen Pferde aber ohne die beiden auf die Weide getrieben.

VIII

Die vierte Nacht

Am Abend, als das Tor geschlossen und alles still geworden war, fuhr der Schecke folgendermaßen fort:

„Viele Beobachtungen sowohl über die Menschen als auch über die Pferde hatte ich anzustellen Gelegenheit, während ich aus einer Hand in die andere überging. Am längsten war ich bei zwei Besitzern in Moskau: bei jenem Husarenoffizier, der seinem Stande nach Fürst war, und bei einer alten Dame, die nicht weit von der Kirche zum Wunderbilde des hl. Nikolaus wohnte.

Bei dem Husarenoffizier verlebte ich die beste Zeit meines Lebens.

Obgleich er die Ursache zu meinem Verderben wurde, und obgleich er niemanden und nichts jemals geliebt hat, so liebte und liebe ich ihn doch gerade deswegen.

Mir gefiel an ihm gerade das, daß er schön, glücklich und reich war und darum keinen Menschen liebte.

Ihr habt Verständnis für diese erhabene Empfindung, wie sie uns Pferden eigen ist! Seine Kälte und meine Abhängigkeit von ihm verliehen meiner Liebe zu ihm eine besondere Stärke. ‚Schlag mich tot, jage mich zuschanden,‘ dachte ich oft in unseren schönen Zeiten, ‚das wird meine Glückseligkeit nur noch erhöhen.‘

Er kaufte mich von dem Pferdehändler, dem mich der Stallmeister für achthundert Rubel verkauft hatte. Er kaufte mich gerade deshalb, weil sonst kein Mensch sich scheckige Pferde hielt. Das war meine beste Zeit. Er hatte eine Geliebte. Ich wußte das, weil ich ihn jeden Tag zu ihr hinbrachte und sie auch manchmal beide zusammen spazierenfuhr.

Seine Geliebte war eine Schönheit, und auch er war ein ſchöner Mann, und auch ſein Kutſcher war ein ſchöner Mann. Und deswegen hatte ich ſie alle ſehr gern. Auch hatte ich ein gutes Leben. Der Tag verlief für mich folgendermaßen. Am Morgen kam der Stallknecht, um mich zu reinigen, nicht der Kutſcher ſelbſt, ſondern der Stallknecht. Dieſer Stallknecht war ein junger Menſch, ein Bauernburſche, den der Herr von ſeinem Gute hatte nach der Stadt kommen laſſen. Er öffnete die Tür, ließ den Stalldunſt hinaus, räumte den Miſt weg, nahm uns die Decken ab und begann mir mit einer Bürſte den Leib abzureiben und mit der Striegel weißliche Streifen von Hautkleie auf den von den Hufeiſenſtollen zerſtampften Bohlenbelag des Fußbodens hinzulegen. Ich biß ihn ſcherzend ein wenig in den Ärmel und ſtieß ihn ſachte mit dem Fuße. Dann führte er uns einen nach dem andern zu einem Kübel mit kaltem Waſſer, und mit Vergnügen betrachtete bei mir der Burſche mein durch ſeine Bemühung ſo ſchön glattes, ſcheckiges Fell, die kerzengeraden Beine mit den breiten Hufen und die glänzende Kruppe und den Rücken, ſo breit und eben, daß man ſich darauf hätte ſchlafen legen können. Er legte Heu hinter die hohen Raufen und ſchüttete Hafer in die eichenen Krippen. Dann kam Feofan, der Kutſcher.

Der Herr und der Kutſcher hatten miteinander viel Ähnlichkeit. Der eine wie der andere fürchteten ſich vor nichts und liebten niemand außer ſich ſelbſt, und darum hatten alle Menſchen ſie beſonders gern. Feofan trug ein rotes Hemd, Pluſchhoſen und eine ärmelloſe Jacke. Ich freute mich, wenn er manchmal an einem Feiertage, ſchön pomadiſiert, in ſeiner Jacke in den Stall kam und ſchrie: ‚Na, du Vieh, haſt mich wohl ganz vergeſſen!‘ und mich dabei mit dem Stiel der Stallgabel gegen die Lende ſtieß, aber nie ſchmerzhaft, ſondern nur

zum Spaß. Ich verstand den Spaß sofort, legte ein Ohr an den Kopf und klappte mit den Zähnen.

Es war bei uns auch ein Rapphengst, der zu einem gleichfarbigen Paar gehörte. Nachts wurde auch ich manchmal mit ihm zusammen angespannt. Dieser Centaur verstand keinen Spaß und war geradezu ein Teufel an Bosheit. Ich stand im Stalle neben ihm, nur durch eine niedrige Scheidewand von ihm getrennt, und wurde manchmal ernstlich von ihm gebissen. Feofan fürchtete sich nicht vor ihm. Zuweilen ging er gerade auf ihn los und schrie ihn an, - man hätte meinen mögen, er wollte das Tier totschlagen; aber nein, der Schlag ging daneben, und Feofan legte ihm das Halfter an.

Als ich auch einmal wieder mit ihm zusammen angespannt war, fuhren wir im Galopp den Kusnezki-Most, eine sehr belebte Straße, hinunter. Weder der Herr noch der Kutscher hatten irgendwelche Furcht. Sie lachten, schrien das Volk an, hielten uns zurück, bogen um die Ecke, – es war niemand auch nur gequetscht worden.

In ihrem Dienste verlor ich meine besten Eigenschaften und mein halbes Leben. Denn hier wurde ich einmal beim Fahren überanstrengt und nachher zur Unzeit getränkt. Aber trotzdem war es die beste Zeit meines Lebens! Um zwölf Uhr kam gewöhnlich der Stallknecht, legte mir das Geschirr an, schmierte mir die Hufe ein, feuchtete mir den Haarschopf und die Mähne an und führte mich in die Gabeldeichsel.

Der Schlitten war aus Rohr geflochten und mit Samt ausgeschlagen, das Geschirr mit kleinen silbernen Schnallen versehen; zeitweilig trug ich auch ein gehäkeltes Netz. Das Geschirr war so breit und reich, daß, wenn alle Lenkseile und Riemen angelegt und festgeschnallt waren, man nicht unterscheiden konnte, wo das Geschirr aufhörte und das Pferd an-

fing. Angespannt wurde im Schuppen, mit losem Anspann. Dann kam Feofan, mit einem Hinterteil breiter als die Schultern, mit einer roten Leibbinde unter den Achseln, musterte den Anspann, setzte sich hin, legte seinen Rock in Ordnung, setzte den Fuß auf den Tritt, machte irgendein Späßchen, hängte immer die Peitsche an, mit der er mir aber fast nie einen Schlag versetzte, nur so der Ordnung wegen, und sagte: ‚Los!' Und bei jedem Schritte tänzelnd schritt ich aus dem Tor hinaus, und die Köchin, die hinausgekommen war, um Spülicht auszugießen, blieb auf der Schwelle stehen, und der Bauer, der Holz auf den Hof gefahren hatte, riß die Augen weit auf. Wir fuhren hinaus, fuhren ein Stückchen zur Seite und hielten an. Diener kamen heraus, andere Kutscher kamen herbeigefahren: ein lebhaftes Gespräch kam in Gang. Alle warteten, manchmal standen wir drei Stunden vor dem Hause, fuhren von Zeit zu Zeit eine kleine Strecke weg, kehrten dann um und hielten wieder.

Endlich wurde es laut im Hausflur; der grauköpfige, dickbäuchige Tichon im Frack kam herausgelaufen und rief: ‚Vorfahren!' Damals bestand noch nicht diese dumme Mode, zu sagen: ‚Vorwärts!' als ob ich nicht selbst wüßte, daß man nicht rückwärts, sondern vorwärts fährt. Feofan schnalzte mit der Zunge, fuhr vor, — und aus dem Hause trat der Fürst, eilig, achtlos, als ob weder an dem Schlitten, noch an dem Pferde, noch an Feofan etwas Bemerkenswertes gewesen wäre, der den Rücken bog und die Arme in einer Weise ausstreckte, wie man sie wohl kaum lange halten kann. Also der Fürst trat heraus, mit dem Tschako auf dem Kopfe, in einem Mantel mit grauem Biberkragen, der sein hübsches Gesicht mit den roten Backen und den schwarzen Augenbrauen verbarg, obgleich es sich zu aller Zeit sehr wohl hätte sehen lassen können. So kam er heraus, mit

dem Säbel, den Sporen und den kupfernen Absätzen der Überschuhe klappernd, schritt, als ob er große Eile hätte, über den Teppich und schenkte weder mir noch Feofan die geringste Beachtung; – alle Leute betrachteten und bewunderten uns beide, nur er nicht. Wenn also Feofan geschnalzt hatte und ich mich in die Riemen gelegt hatte und wir respektvoll im Schritt vorgefahren waren und angehalten hatten, dann schielte ich nach dem Fürsten hin und schüttelte meinen Vollblutkopf mit dem feinen Haarschopf... War der Fürst besonders guter Laune, so scherzte er auch zuweilen mit Feofan. Dieser antwortete, indem er seinen schönen Kopf kaum drehte; dann, ohne die Arme sinken zu lassen, machte er eine fast unmerkliche, aber für mich verständliche Bewegung mit den Zügeln, und eins, zwei, eins, zwei, mit immer längeren Schritten, an jedem Muskel zitternd, trabte ich los und schleuderte Schnee und Schmutz unter das Vorderteil des Schlittens. Damals existierte auch noch nicht die heutige dumme Mode, ‚Oh!' zu schreien, als ob dem Kutscher etwas weh täte, statt des verständlichen ‚Heda! Vorgesehen!' ‚Heda! Vorgesehen!' schrie Feofan, und die Leute traten zur Seite und blieben stehen und reckten die Hälse und blickten nach dem schönen Wallach und dem schönen Kutscher und dem schönen Herrn...

Besonderes Vergnügen machte es mir, einen Traber zu überholen. Manchmal, wenn ich und Feofan von weitem ein Gefährt erblickten, das unserer Anstrengung würdig war, so rückten wir ihm, wie ein Wirbelwind dahinsausend, allmählich näher und näher. Nun war ich schon, Schmutz gegen die Rückenlehne des Schlittens schleudernd, mit dem Darinsitzenden in einer Linie und schnob über seinem Kopfe; nun erreichte ich das Rückenpolster des Pferdes, nun das Krummholz, und nun sah ich Schlitten und Pferd nicht mehr und hörte nur

von hinten her das immer weiter zurückbleibende Geräusch. Aber der Fürst und Feofan und ich, wir schwiegen alle und taten, als ob wir nur so ganz harmlos dahinführen, nur mit unseren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, und als ob wir die mit ruhigeren Pferden bespannten Gefährte, die wir auf dem Wege träfen, überhaupt nicht beachteten. Es machte mir Vergnügen, einen guten Traber zu überholen; aber es machte mir auch Vergnügen, einem solchen zu begegnen. Ein Augenblick, ein Laut, ein Blick, und schon waren wir aneinander vorbei und jagten wieder allein weiter, ein jeder nach seiner Seite..."

Das Tor knarrte; und Nestors und Waskas Stimmen wurden hörbar.

Die fünfte Nacht

Das Wetter war umgeschlagen. Es war trüb, und am Morgen hatte es nicht getaut; aber es war warm, und die Mücken waren zudringlich. Sobald am Abend die Herde wieder eingetrieben war, sammelten sich die Pferde um den Schecken, und er beendete seine Geschichte folgendermaßen.

„Die glückliche Zeit meines Lebens nahm bald ein Ende. Ich verlebte in dieser Weise nur zwei Jahre. Am Ende des zweiten Winters begab sich das freudigste Ereignis meines Lebens, und gleich darauf mein größtes Unglück. Es war in der Butterwoche. Ich fuhr den Fürsten zum Trabrennen. An diesem Rennen nahmen die Traber Atlasnü und Bütschok teil. Ich weiß nicht, was die Herren dann im Pavillon machten. Ich

weiß nur, daß der Fürſt herauskam und ſeinem Feofan Befehl gab, auf die Rennbahn zu fahren. Ich erinnere mich, wie ich auf die Bahn gelenkt und aufgeſtellt wurde, und wie mit Atlasnü dasſelbe geſchah. Atlasnü lief mit einem Nebenreiter, ich aber, ſo wie ich war, mit dem Stadtſchlitten. Bei der Kurve ließ ich ihn hinter mir. Jubelndes Lachen und Ausrufe des Entzückens begrüßten mich.

Als ich umhergeführt wurde, ging ein ganzer Schwarm Menſchen hinter mir her. Wohl von fünf Seiten wurden dem Fürſten Tauſende für mich geboten. Aber er lachte nur, ſo daß ſeine weißen Zähne blitzten.

‚Nein,‘ ſagte er, ‚dieſes Pferd iſt geradezu mein Freund; nicht für Berge Goldes gebe ich es hin. Auf Wiederſehen, meine Herren!‘

Er knöpfte den Schlittenkorb auf und ſtieg ein.

‚Nach der Oſtoſchenka!‘

Dort wohnte ſeine Geliebte. Wir flogen dorthin.

Dies war unſer letzter glücklicher Tag. Wir kamen bei ihr an. Er hatte ſie immer die Seine genannt; aber ſie hatte ſich in einen anderen verliebt und war mit dem davongefahren. Dies erfuhr er jetzt in ihrer Wohnung. Es war fünf Uhr, und ohne mich ausſpannen zu laſſen, fuhr er ihr nach. Was ſonſt noch nie geſchehen war: ich wurde mit der Peitſche geſchlagen, damit ich Galopp laufen ſollte. Zum erſten Male begegnete es mir, daß ich mit der Gangart nicht ſogleich zurechtkam; ich ſchämte mich und wollte den Fehler wieder gutmachen; aber auf einmal hörte ich, wie der Fürſt mit ganz entſtellter Stimme ſchrie: ‚Hau zu!‘ Die Peitſche pfiff durch die Luft, und ich fühlte den brennenden Schmerz eines furchtbaren Hiebes; ich galoppierte dahin, ſo daß ich mit dem Fuß gegen das Eiſen am Vorderteile des Schlittens ſchlug.

Nach fünfundzwanzig Werſt holten wir die Entflohenen ein. Ich hatte ihn zu ſeinem Ziele gebracht; aber ich zitterte die ganze Nacht und konnte nichts freſſen. Am Morgen gab man mir Waſſer. Ich trank und hörte für mein lebelang auf, das Pferd zu ſein, das ich geweſen war. Ich wurde krank; man quälte mich und machte mich zum Krüppel: kurieren nennen das die Menſchen. Die Hufe gingen mir ab, es bildete ſich Venenerweiterung, die Beine zogen ſich krumm, die Bruſt verſagte, Mattheit und Schwäche zeigten ſich im ganzen Körper. Ich wurde an einen Pferdehändler verkauft. Er fütterte mich mit Mohrrüben und mit noch etwas anderem und machte aus mir ein Ding, das mir ſelbſt gar nicht ähnlich war, das aber einen Nichtkenner täuſchen konnte. Ich hatte keine Kraft und keinen rechten Gang mehr.

Außerdem quälte mich der Pferdehändler auch dadurch, daß er, ſobald Käufer erſchienen, in meinen Stand kam, mich mit einer großen Peitſche ſchlug und ſo ängſtigte, daß er mich geradezu raſend machte. Dann wiſchte er die Striche, die mein Fell von den Peitſchenhieben aufwies, ab und führte mich hinaus.

Von dem Pferdehändler kaufte mich eine alte Dame. Sie fuhr immer zur Kirche des hl. Nikolaus und ließ ihren Kutſcher ſehr oft durchpeitſchen. Der Kutſcher weinte häufig in meinem Stande, und ich lernte auf dieſe Art, daß Tränen einen angenehmen ſalzigen Geſchmack haben. Dann ſtarb die alte Dame. Ihr Gutsverwalter nahm mich aufs Land und verkaufte mich an einen herumziehenden Krämer; da überfraß ich mich an grünem Weizen und wurde noch kränker. Ich wurde an einen Bauern verkauft. Bei dem mußte ich den Pflug ziehen, bekam faſt nichts zu freſſen, und er brachte mir mit der Pflugſchar eine böſe Schnittwunde am Fuße

bei. Ich wurde wieder krank. Ein Zigeuner tauſchte mich ein. Er peinigte mich furchtbar und verkaufte mich ſchließlich an den hieſigen Gutsverwalter. So bin ich hierher gekommen ..."
Alle ſchwiegen. Es begann leiſe zu regnen.

IX

Als die Herde am folgenden Abend nach Hauſe zurückkehrte, traf ſie am Tore den Herrn mit einem Gaſte. Schuldäba, die den anderen voran ſich dem Pferdehofe näherte, ſchielte nach den beiden Männergeſtalten hin: das eine war der junge Gutsherr, mit einem Strohhut auf dem Kopfe; das andere ein hochgewachſener, dicker Militär mit aufgedunſenem Geſichte. Die alte Stute warf den beiden einen ſchrägen Blick zu und ging, den fremden Herrn gegen den Pfoſten drängend, vorüber; aber die anderen, jüngeren Tiere wurden unruhig und ſtätiſch, beſonders als der Herr und ſein Gaſt gerade mitten unter die Herde traten, einander dies und das zeigten und darüber ſprachen.

„Den grauen Apfelſchimmel da habe ich von Wojeikow gekauft," bemerkte der Gutsherr.

„Und dieſe da, die junge Rappſtute mit den weißen Füßen, wo iſt die her? Ein hübſches Tier!" ſagte der Gaſt. So muſterten ſie noch viele Pferde, indem ſie ihnen entgegenliefen und ſie zum Stehen brachten. Auch die braune Stute fand beſondere Beachtung.

„Die ſtammt von den Reitpferden in Chrenowo; von denen iſt noch ein Stamm bei mir übrig," erklärte der Gutsherr.

Sie hatten nicht alle Pferde, während dieſe vorbeigingen, betrachten können und traten daher noch in den Hof. Der Gutsherr rief Neſtor zu, und der Alte kam eilig im Trabe nach vorn geritten, wobei er den Schecken, um ihn anzutreiben, heftig mit den Abſätzen in die Seiten ſtieß. Der Schecke hinkte, da er immer mit dem einen Fuße niederknickte; aber er lief ſo eifrig, daß man ſah, er würde in keinem Falle murren, und wenn man ihm beföhle, ſo mit Aufbietung aller Kräfte bis

ans Ende der Welt zu laufen. Er bekundete ſogar ſeine Bereitwilligkeit, Galopp zu laufen, und ſetzte dazu mit dem rechten Fuße an.

„Sieh mal, ein beſſeres Pferd als dieſe Stute – das kann ich kühn behaupten – gibt es in ganz Rußland nicht," ſagte der Gutsherr, auf eine der Stuten weiſend. Auch der Gaſt lobte das Tier. Der Gutsherr ging und lief mit großer Lebhaftigkeit hin und her, zeigte ſeinem Gaſte die einzelnen Pferde und erzählte die Geſchichte und die Abſtammung eines jeden von ihnen.

Dem Gaſte wurde es augenſcheinlich langweilig, das Gerede des Gutsherrn anzuhören; er ſagte zerſtreut: „Ja, ja," und zwang ſich dazu, ein paar Fragen zu ſtellen, damit es ausſehen ſollte, als intereſſiere er ſich für das Geſagte.

„Sieh nur," ſagte der Gutsherr, ohne auf die letzte Frage zu antworten, „dieſe Beine, ſieh nur... Ich habe eine ſchöne Summe für die Stute bezahlt; aber ich habe auch ſchon einen Dreijährigen von ihr, der mit dem Wagen läuft."

„Läuft er gut?" fragte der Gaſt.

So muſterten ſie faſt alle Pferde, und es war ſchließlich nichts mehr übrig zu zeigen. Beide verſtummten.

„Nun, wie iſts? Wollen wir gehen?"

„Ich bin bereit." Sie gingen ins Tor, um den Pferdehof zu verlaſſen. Der Gaſt freute ſich, daß die Beſichtigung der Pferde ein Ende hatte und er nun in das Herrenhaus gehen konnte, wo es etwas zu eſſen, zu trinken und zu rauchen geben werde; er wurde ſichtlich heiterer. Als er an Neſtor vorbeikam, der, weiterer Befehle gewärtig, auf dem Schecken ſaß, klopfte der Gaſt mit ſeiner großen, fleiſchigen Hand dem Schecken auf die Kruppe.

„Sieh, was für ein bunter alter Burſche!" ſagte er. „Ganz

ebenſo einen Schecken habe ich auch einmal gehabt; ich habe dir davon erzählt; beſinnſt du dich?"
Als der Gutsherr merkte, daß nicht mehr von ſeinen eigenen Pferden geſprochen wurde, hörte er nicht weiter zu, wandte ſich um und betrachtete noch einmal ſeine Herde.
Plötzlich hörte er dicht bei ſeinem Ohre ein töricht klingendes, ſchwaches, greiſenhaftes Wiehern. Es war der Schecke, der zu wiehern angefangen hatte; aber er brachte ſein Gewieher nicht zu Ende, ſondern brach, wie verlegen, mitten darin ab.
Weder der Gaſt noch der Gutsherr achteten weiter auf dieſes Wiehern; ſie gingen nach dem Herrenhauſe. Leinwandmeſſer hatte in dem alt ausſehenden Manne mit dem aufgedunſenen Geſicht ſeinen ehemaligen geliebten Herrn wiedererkannt, den einſt ſo glänzenden, reichen, ſchönen Fürſten Serpuchowſkoi.

. . . . . .

. . . . . .

Der Sprühregen dauerte immer noch fort. Auf dem Pferdehofe ſah es trübe und düſter aus; ganz anders im Herrſchaftsgebäude. In dem prunkvollen Salon war der Tiſch für den Abendtee in luxuriöſer Weiſe zurechtgemacht. Am Teetiſch ſaßen der Wirt, die Wirtin und der heute eingetroffene Gaſt.

Die neben dem Samowar ſitzende Wirtin war in andern Umſtänden, was an ihrem ſich hebenden Unterleibe, an ihrer geraden, zurückgebogenen Haltung, an ihrer geſamten Körperfülle und namentlich an ihren großen, ſanft und würdevoll gleichſam nach innen blickenden Augen ſehr deutlich zu merken war.

Der Hausherr hielt in der Hand ein Kiſtchen beſonders guter, zehn Jahre alter Zigarren, wie ſie ſeiner Behauptung nach in gleicher Vortrefflichkeit ſonſt niemand beſaß, und prahlte damit vor dem Gaſte. Er war ein ſchöner Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, von friſchem Weſen, mit wohlgepflegtem Körper, ſorgſam friſiert. Er trug im Hauſe einen neuen, bequemen, in London gearbeiteten Anzug, alles aus demſelben dicken Stoff. An der ſchweren goldenen Uhrkette hatte er große, wertvolle Berlocken hängen. Die großen Hemdknöpfe waren gleichfalls von maſſivem Golde und mit Türkiſen beſetzt. Den Bart trug er à la Napoléon III., und die Schnurrbartenden waren ſo ſchön pomadiſiert und ſteif gedreht, daß man es in Paris nicht beſſer hätte zuwege bringen können.

Die Dame trug ein Kleid von Seidenmuſſelin mit einem

Muſter von großen bunten Blumenbuketts und auf dem Kopfe eigentümliche große goldene Haarſpangen in dem dichten, rötlichen Haar, das, wenn es auch nicht alles ihr eigenes war, doch ſchön ausſah. An den Armen und Fingern trug ſie viele Armbänder und Ringe, ſämtlich von bedeutendem Wert.

Der Samowar war von Silber, das Teeſervice von feinem Porzellan. Ein Diener, der in Frack, weißer Weſte und weißer Halsbinde einen großartigen Eindruck machte, ſtand wie eine Bildſäule an der Tür und harrte der Befehle. Die Möbel waren von gebogenem, hellfarbigem Holze, die Tapeten dunkel, großgeblümt. Neben dem Tiſche klingelte mit ſeinem ſilbernen Halsband ein außerordentlich ſchlankes Windſpiel umher, das einen überaus ſchwierigen engliſchen Namen führte, den ſie beide falſch ausſprachen, weil ſie kein Engliſch verſtanden.

In einer Ecke ſtand zwiſchen hohen blühenden Gewächſen ein Fortepiano mit eingelegter Arbeit auf dem Deckel. Alles machte den Eindruck der Neuheit, des Luxus und der Eleganz. Es war alles ſehr ſchön; aber alles trug den beſonderen Stempel der Übertreibung, des Prahlens mit dem Reichtum und des Mangels an geiſtigen Intereſſen.

Der Hausherr war ein Liebhaber des Traberſports, ein kräftiger, ſanguiniſcher Mann; er gehörte zu der nie ausſterbenden Gattung jener Leute, die in Zobelpelzen ausfahren, den Schauſpielerinnen teure Buketts zuwerfen, den teuerſten Wein, der die neueſte Mode iſt, in den teuerſten Reſtaurants trinken, bei den Wettrennen Preiſe mit ihren Namen ausſetzen und ſich die teuerſte Geliebte halten.

Der Gaſt, Nikita Serpuchowſkoi, war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, hochgewachſen, dick, kahlköpfig, mit großem Schnurr- und Backenbart. Er mußte früher ein ſehr ſchöner Mann geweſen ſein. Jetzt aber war er offenbar in

physischer, moralischer und pekuniärer Hinsicht arg heruntergekommen.

Er hatte so viele Schulden, daß er sich genötigt sah, in den Staatsdienst zu treten, um nicht in das Schuldgefängnis wandern zu müssen. Er reiste jetzt nach der Gouvernementshauptstadt, wo er eine Stelle als Gestütsdirektor übernehmen sollte. Diese Stelle hatten ihm hochgestellte Verwandte verschafft.

Er trug eine militärische Litewka und blaue Beinkleider. Beide Kleidungsstücke waren von der Art, wie sie eigentlich nur sehr reiche Leute sich anschaffen, ebenso die Wäsche; auch seine Uhr war englisches Fabrikat. Seine Stiefel hatten wunderliche fingerdicke Sohlen.

Nikita Serpuchowskoi hatte in seinem Leben ein Vermögen von zwei Millionen Rubel durchgebracht und war dazu noch hunderttundzwanzigtausend Rubel schuldig geblieben. Von einem solchen Kapital bleibt immer noch eine Art von Nachwirkung zurück, die dem Betreffenden Kredit verschafft und ihm die Möglichkeit gewährt, noch ein zehn Jahre lang fast luxuriös weiterzuleben.

Aber diese zehn Jahre waren nun auch schon vorbei, die Nachwirkung hatte aufgehört, und nun begann für Nikita ein trauriges Leben. Er fing schon an zu trinken, das heißt sich zu berauschen, was früher nicht seine Art gewesen war. Zu trinken, im milderen Sinne, hatte er eigentlich nie angefangen und nie aufgehört. Am deutlichsten aber war sein Niedergang an seinem unruhigen Blick zu erkennen (seine Augen liefen nach allen Seiten umher) und an der mangelnden Festigkeit in seiner Redeweise und in seinen Bewegungen. Diese Unruhe fiel deswegen auf, weil man merkte, daß sie offenbar erst vor kurzem über ihn gekommen war; denn man sah ihm an,

daß er lange Zeit, ſein ganzes Leben lang, gewohnt geweſen war, niemanden und nichts zu fürchten, und daß er erſt jetzt, erſt unlängſt, durch ſchweres Leid zu dieſer Ängſtlichkeit gekommen war, die ſo gar nicht in ſeiner Natur lag.

Der Wirt und die Wirtin bemerkten das und wechſelten einen Blick miteinander; augenſcheinlich verſtanden ſie ſich wechſelſeitig und wollten nur eine nähere Erörterung dieſes Gegenſtandes bis zum Schlafengehen verſchieben. Sie ertrugen den armen Nikita mit Geduld und behandelten ihn ſogar liebenswürdig.

Der Anblick des Glückes des jungen Gutsherrn wirkte auf Nikita niederdrückend und erweckte in ihm durch die Erinnerung an ſeine eigene unwiederbringliche Vergangenheit ein ſchmerzliches Gefühl des Neides.

„Wird Sie eine Zigarre nicht beläſtigen, Marie?" fragte er in jenem beſonderen Tone, den man ſich nur durch praktiſche Übung zu eigen machen kann, in jenem höflichen, freundſchaftlichen, aber nicht durchaus achtungsvollen Tone, in welchem weltkundige Männer mit ausgehaltenen Damen im Gegenſatze zu Ehefrauen ſprechen. Nicht daß er die Wirtin hätte kränken wollen; im Gegenteil, er hatte jetzt vielmehr den Wunſch, ihre und des Hausherrn Gunſt zu gewinnen, obgleich er das ſich ſelbſt um keinen Preis eingeſtanden hätte. Aber er war es einmal ſchon gewohnt, mit ſolchen Damen ſo zu ſprechen. Er wußte, daß ſie ſich ſelbſt gewundert und es vielleicht ſogar als Beleidigung aufgefaßt hätte, wenn er ſie ſo wie eine verheiratete Dame behandelt hätte. Außerdem mußte er noch eine gewiſſe Nuance der Ehrerbietigkeit des Tones in Reſerve behalten für eine etwaige ſpätere wirkliche Frau ſeines Standesgenoſſen. Er behandelte ſolche Damen, wie die anweſende, immer reſpektvoll, aber nicht etwa weil er die ſoge-

nannten „Überzeugungen" geteilt hätte, die in den Zeitungen gepredigt werden (derartiges dummes Zeug las er überhaupt niemals), über die Achtung vor der Persönlichkeit eines jeden Menschen, über die Bedeutungslosigkeit der Ehe usw., sondern weil sich alle anständigen Leute so benehmen und er ein anständiger Mensch war, wenn auch ein heruntergekommener.
Er nahm eine Zigarre. Aber der Hausherr faßte mit einer ungeschickten Bewegung eine ganze Handvoll Zigarren und bot sie dem Gaste an.
„Hier, nimm nur! Du wirst sehen, daß sie gut sind. Nimm nur!"
Nikita lehnte die Zigarren mit einer abwehrenden Handbewegung ab, und über seine Augen huschte ein ganz leiser Schimmer, als ob er sich gekränkt fühle und sich schäme.
„Danke." Er zog seine Zigarrentasche heraus. „Versuche doch einmal meine."
Die Wirtin hatte ein feines Gefühl. Sie hatte seine Verstimmung bemerkt und beeilte sich, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen.
„Ich habe den Zigarrendampf sehr gern; ich würde selbst rauchen, wenn nicht immer schon alle um mich herum rauchten."
Sie lächelte ihm mit ihrem schönen, gutmütigen Gesichte zu, und er lächelte zur Erwiderung in seiner unsicheren Art; es fehlten ihm zwei Zähne.
„Nein, nimm doch lieber diese Zigarre!" fuhr der nicht so feinfühlige Hausherr fort. „Die andern da sind leichter. Fritz, bringen Sie noch eine Kiste," sagte er auf deutsch zu dem Diener, „dort stehen zwei."
Der deutsche Diener brachte noch eine andere Kiste.
„Was für eine Sorte rauchst du am liebsten? Große, kräftige?

Dieſe hier ſind ſehr gut. Nimm ſie dir doch alle!" fuhr er fort und ſchob ſie ihm hin.
Er war offenbar froh, daß er jemand hatte, dem gegenüber er mit ſeinen Koſtbarkeiten prahlen konnte, und merkte nichts. Serpuchowſkoi zündete ſich eine Zigarre an und beeilte ſich, das vorher begonnene Geſpräch fortzuſetzen.
„Alſo wieviel haſt du für Atlasnü gegeben?" fragte er.
„Eine gehörige Summe, ganze fünftauſend Rubel. Aber wenigſtens habe ich ſchon meine Sicherſtellung. Das iſt eine Nachkommenſchaft, ſage ich dir!"
„Laufen ſie mit dem Wagen?" fragte Serpuchowſkoi.
„Ja, und ganz ausgezeichnet. Ein Sohn von Atlasnü hat neulich drei Preiſe gewonnen: in Tula, in Moskau und in Petersburg. Er lief mit Woſeikows Rappen Woron."
„Der iſt etwas feucht. Stark holländiſch, kann ich dir ſagen," bemerkte Serpuchowſkoi.
„Na, und was ich auch für die Mutterpferde gegeben habe! Ich werde ſie dir morgen genauer zeigen. Für Dobrünja habe ich dreitauſend Rubel gegeben; für Laskowaja zweitauſend."
Und wieder begann der Hausherr ſeine koſtbaren Beſitztümer aufzuzählen. Die Dame ſah, daß dies dem Gaſte unangenehm war und er nur mit erheuchelter Aufmerkſamkeit zuhörte.
„Trinken Sie noch Tee?" fragte ſie den Hausherrn.
„Nein," erwiderte dieſer und fuhr in ſeiner Erzählung fort. Sie erhob ſich; der Hausherr hielt ſie zurück, umarmte und küßte ſie.
Serpuchowſkoi verzog bei dieſem Anblick ſein Geſicht aus Höflichkeit zu einem Lächeln, einem gezwungenen Lächeln; aber als der Hausherr aufſtand, die Dame umſchlang und

ſo mit ihr bis an die Portiere ging, da veränderte ſich Nikitas Miene plötzlich; er ſeufzte ſchwer auf, und auf ſeinem aufgedunſenen Geſichte malte ſich auf einmal die reine Verzweiflung. Ja ſogar ein Ausdruck von grimmiger Wut lag darin.

Der Hausherr kehrte zurück und ſetzte ſich lächelnd Nikita gegenüber. Beide ſchwiegen.

„Ja, du ſagteſt, du hätteſt von Wojeikow Pferde gekauft,“ ſagte Serpuchowſkoi in läſſigem Tone.

„Ja, ich habe dir ja geſagt: Atlasnü habe ich von dem gekauft. Ich hätte gern Stuten von Dubowizki gekauft. Aber es war nur noch ſchlechtes Zeug übrig.“

„Der iſt verkracht,“ ſagte Serpuchowſkoi, ſtockte aber plötzlich und ſah ſich um. Es war ihm eingefallen, daß er dieſem ſelben Verkrachten zwanzigtauſend Rubel ſchuldete, und daß, wenn man jemanden „verkracht“ nennen wollte, dieſe Bezeichnung ganz beſonders für ihn ſelbſt zutraf. Er lachte auf.

Wieder ſchwiegen beide längere Zeit. Der Hausherr überdachte im Kopfe ſeine Beſitztümer, um noch etwas auszuſuchen, womit er vor ſeinem Gaſte prahlen könne; Serpuchowſkoi aber ſann darüber nach, womit er wohl zeigen könne, daß er ſich nicht für verkracht halte. Aber bei beiden arbeitete der Denkapparat träge, obgleich ſie ſich durch die Zigarren aufzumuntern ſuchten.

„Nun, wann wird es denn etwas zu trinken geben?“ dachte Serpuchowſkoi.

„Wir müſſen notwendig trinken; ſonſt ſtirbt man ja in ſeiner Geſellſchaft vor Langerweile,“ dachte der Hausherr.

„Alſo, wie denkſt du denn? Wirſt du noch lange auf dem Gute bleiben?“ fragte Serpuchowſkoi.

„Etwa noch einen Monat. Wie iſts? Wollen wir Abendbrot eſſen? Fritz, iſt alles bereit?“

Sie gingen in das Speiſezimmer. Dort ſtand unter der Lampe ein Tiſch, mit Kerzen und allerlei ungewöhnlichen Sachen beſetzt: da waren Siphons, und Pfropfen mit Päppchen darauf, und auserleſener Wein in Karaffen, und auserleſene kalte

Speiſen, und Schnaps. Sie tranken, ſie aßen, ſie tranken wieder, ſie aßen wieder, und es kam ein Geſpräch in Gang. Serpuchowſkoi war ganz rot im Geſicht geworden und redete nun ohne ſeine ſonſtige Schüchternheit.

Sie ſprachen von Weibern; was für eine ſich dieſer und jener gehalten hatte: eine Zigeunerin, eine Tänzerin, eine Franzöſin.

„Na, und du haſt damals der Mathieu den Laufpaß gegeben?“ fragte der Hausherr.

So hatte die Geliebte geheißen, welche Serpuchowſkois Ruin geworden war.

„Nicht ich ihr, ſondern ſie mir. Ach, Bruder, wenn ich ſo daran denke, was ich in meinem Leben für Geld verſchwendet habe! Jetzt bin ich wahrhaftig froh, wenn ich tauſend Rubel auftreibe, und bin froh, wenn ich von allen Menſchen weit weg bin, wahrhaftig. In Moskau zu leben iſt mir geradezu unmöglich. Ach, wozu noch davon reden!“

Dem Hausherrn war es langweilig, ſeinem Gaſte zuzuhören. Er wollte von ſich ſprechen und prahlen. Serpuchowſkoi aber wollte auch von ſich ſprechen, nämlich von ſeiner glänzenden Vergangenheit. Der Hausherr goß ihm Wein ein und wartete nur darauf, daß der andere aufhören möchte zu reden, um ihm dann von ſich zu erzählen, welche Einrichtungen er jetzt in ſeinem Geſtüt getroffen habe, Einrichtungen, wie ſie noch nie jemand gehabt habe, und daß ſeine Marie ihn nicht nur um des Geldes willen liebe, ſondern wirklich von Herzen.

„Ich wollte dir noch ſagen, daß in meinem Geſtüte...“ begann er. Aber Serpuchowſkoi unterbrach ihn.

„Es gab eine Zeit, kann ich dir ſagen,“ fing er an, „wo ich gern lebte und zu leben verſtand. Du ſprachſt da vom Fahren;

nun, dann ſag doch mal, welches iſt denn dein ſchnellſtes Pferd?"

Der Hausherr war froh über die Möglichkeit, von ſeinem Geſtüt weitererzählen zu können, und wollte ſchon damit anfangen; aber Serpuchowſkoi unterbrach ihn von neuem.

„Ja, ja," ſagte er. „Ihr Geſtütsbeſitzer tut ja alles nur aus Eitelkeit, nicht um des wahren Vergnügens willen, nicht für das praktiſche Leben. Bei mir war das anders. Ich habe dir heute ſchon geſagt, daß ich ein Wagenpferd hatte, einen Schecken, gerade ſo einen wie der, auf dem dein Pferdehüter reitet. Ach, das war mal ein Pferd! Du kannſt es nicht gekannt haben; es war im Jahre 42; ich war eben nach Moskau gekommen, da ging ich zu einem Pferdehändler und ſah einen ſcheckigen Wallach. Schön proportioniert! Er gefiel mir. ‚Preis?' ‚Tauſend Rubel.' Er gefiel mir, ich nahm ihn und fuhr mit ihm. Ein ſolches Pferd habe ich nie wieder gehabt, und auch du haſt kein ſolches, und es wird ſo ein Pferd nie wieder geben. Ich habe nie ein beſſeres Pferd gekannt, was Gang und Kraft und Schönheit anlangt. Du warſt damals noch ein Knabe und kannſt es nicht gekannt haben; aber ich denke mir, du haſt von ihm gehört. Ganz Moskau kannte das Tier."

„Ja, ich habe von ihm gehört," erwiderte der Hausherr mißmutig. „Aber ich wollte dir von meinen ..."

„Alſo du haſt von ihm gehört. Ich hatte ihn ſo ohne alles gekauft, ohne Stammbaum und ohne Zeugniſſe; erſt ſpäter erfuhr ich, wie es damit ſtand. Wojeikow und ich, wir haben es herausgebracht. Er war ein Sohn von Ljubesnü I. und hieß Leinwandmeſſer, weil er ſo lief, wie wenn einer Leinwand mißt. Wegen ſeiner Buntſcheckigkeit hatte man ihn auf

dem Gestüt in Chrenowo dem Stallmeister gegeben, und der hatte ihn kastrieren lassen und an den Pferdehändler verkauft. Solche Pferde gibt es jetzt gar nicht mehr, lieber Freund. Ach, das war eine schöne Zeit! ‚O du goldne Jugendzeit!'" sang er aus einem bekannten Zigeunerliede. Er begann betrunken zu werden. „Ja, das war eine schöne Zeit! Ich war fünfundzwanzig Jahre alt; ich hatte achtzigtausend Rubel jährliches Einkommen, noch kein einziges graues Haar, sämtliche Zähne, wie Perlen. Was ich angriff, gelang mir... Und nun ist alles zu Ende..."

„Aber Pferde mit solchem Feuer gab es damals nicht," sagte der Hausherr, indem er sich die Unterbrechung zunutze machte. „Ich sage dir, meine ersten Pferde gingen ohne..."

„Ach was, deine Pferde! Damals gab es feurigere..."

„Das kann ich kaum glauben."

„Doch, doch! Ich erinnere mich, als ob es heute gewesen wäre, wie ich einmal in Moskau zu einem Trabrennen fuhr; vor meinem Schlitten hatte ich den Schecken. Eigene Pferde von mir liefen nicht. Ich liebte Traber nicht; ich hielt mir Vollblutpferde: General Cholet, Mahomet. Also ich fuhr mit dem Schecken. Mein Kutscher war ein prächtiger Bursche; ich hatte ihn sehr gern. Er hat sich auch dem Trunke ergeben. Also ich kam an. ‚Serpuchowskoi,' sagten da ein paar Bekannte zu mir, ‚wann wirst du dir denn Traber anschaffen?' – ‚Ach, eure Bauernpferde', antwortete ich, ‚mag der Teufel holen. Der Schecke, den ich vor meinem Schlitten habe, überholt eure Pferde alle.' – ‚Das würde ihm nun doch nicht gelingen.' – ‚Ich wette auf tausend Rubel.' Sie waren Feuer und Flamme; wir ließen die Pferde laufen. In fünf Sekunden war meiner weit voran; ich hatte tausend Rubel gewonnen. Und was sagst du dazu? Ich bin mit Vollblutpferden

vor einer Troika hundert Werſt in drei Stunden gefahren. Ganz Moskau weiß es."

Und Serpuchowſkoi ſchwatzte ſo geläufig und ununterbrochen weiter, daß der Hausherr nicht ein einziges Wort dazwiſchenreden konnte und ihm mit trübſeligem Geſichte gegenüberſaß; er konnte ſich nur damit zerſtreuen, daß er ſich und ihm Wein in die Gläſer goß.

Der Tag fing ſchon an zu dämmern; aber ſie ſaßen immer noch da. Der Hausherr langweilte ſich ſchrecklich. Er ſtand auf.

„Na, wenn wir ſchlafen gehen wollen, meinetwegen!" ſagte Serpuchowſkoi, erhob ſich und ging ſchwankend und ſchwer atmend nach dem ihm angewieſenen Zimmer .....

.....

.....

Der Hausherr lag bei ſeiner Geliebten. „Nein, es iſt ein unerträglicher Menſch. Betrinkt ſich und ſchwatzt ohne Unterbrechung."

„Und mir macht er den Hof."

„Ich fürchte, er wird mich anpumpen wollen."

Serpuchowſkoi lag unausgekleidet auf dem Bette und keuchte.

„Ich glaube, ich habe viel zuſammengeſchwatzt," dachte er. „Na, ganz egal! Der Wein war gut; aber der Kerl iſt ein großer Lump. Eine Krämerſeele. Und ich bin auch ein großer Lump!" ſagte er zu ſich ſelbſt und lachte auf. „Ehemals habe ich Frauenzimmer ausgehalten, und jetzt halten ſie mich aus. Ja, die Winkler hält mich aus; ich nehme Geld von ihr an. Und es iſt auch ganz in der Ordnung ſo. Aber ich muß mich ausziehen. Die Stiefel kriege ich nicht aus. Heda! Heda!" rief er; aber der ihm zugewieſene Diener war ſchon längſt ſchlafen gegangen.

Er setzte sich hin und zog die Litewka und die Weste aus; auch die Hosen trat er sich mit einiger Mühe von den Beinen herunter. Aber die Stiefel vermochte er lange nicht auszuziehen; sein weicher Bauch war ihm hinderlich. Mit Not und Mühe bekam er den einen aus; aber mit dem andern quälte er sich lange vergebens ab; schließlich war er ganz erschöpft und außer Atem. Und so warf er sich denn, mit dem einen Fuße noch im Stiefelschaft, auf das Bett nieder, begann zu schnarchen und erfüllte das ganze Zimmer mit dem Geruche von Tabak, Wein und greisenhafter Unsauberkeit.

XII

Wenn Leinwandmeſſer in dieſer Nacht wieder ſeinen Erinnerungen nachhängen wollte, ſo riß ihn Waska aus ſolchen Gedanken heraus. Er warf ihm eine Decke über und ſprengte auf ihm davon. Bis zum Morgen ließ er ihn vor der Tür der Schenke neben einem Bauernpferde ſtehen. Sie beleckten ſich gegenſeitig. Am Morgen kam Leinwandmeſſer wieder zur Herde und kratzte ſich unaufhörlich.

„Da juckt es mich ja ganz nichtswürdig," dachte er.

So vergingen fünf Tage. Der Roßarzt wurde gerufen. Der ſagte höchſt vergnügt:

„Das iſt Räude. Verkaufen Sie ihn an die Zigeuner."

„Wozu? Dann mag er lieber abgeſtochen werden, aber ſchnell, damit er einem bald aus den Augen kommt."

Es war ein ſtiller, klarer Morgen. Die Herde war auf das Feld gegangen; Leinwandmeſſer war zu Hauſe geblieben. Da kam ein ſonderbarer, hagerer, ſchwarzhaariger, ſchmutziger Mann, deſſen Rock ganz mit etwas Schwarzem beſpritzt war. Das war der Abdecker. Er ergriff, ohne den Schecken anzuſehen, den Riemen des Halfters, das man ihm angelegt hatte, und führte ihn weg. Leinwandmeſſer ging ruhig mit, ohne ſich umzuſehen; wie immer ſchleppte er die Beine nur mühſam weiter und verwickelte ſich mit den Hinterfüßen im Stroh.

Als er aus dem Tor herauskam, ſtreckte er den Hals nach dem Brunnen hin; aber der Abdecker zog ihn fort und ſagte: „Das hat keinen Zweck."

Der Abdecker und Waska, der ihm folgte, gingen nach einer kleinen Talmulde hinter dem Ziegelſchuppen und machten da halt, als ob an dieſem ganz gewöhnlichen Orte etwas Be-

ſonderes wäre. Der Abdecker übergab Waska das Halfter, zog ſich den Rock aus, ſtreifte die Hemdsärmel auf und holte aus dem Stiefelſchaft ein Meſſer und einen Schleifſtein hervor. Der Wallach reckte den Kopf nach dem Riemen hin; er wollte aus Langerweile daran kauen; aber er konnte ihn nicht erreichen. Er ſeufzte und ſchloß die Augen. Seine Unterlippe hing herab, ſo daß die abgenutzten gelben Zähne ſichtbar wurden, und er ſchlummerte bei dem Geräuſche des Meſſerwetzens ein. Nur das kranke Bein mit der Beule, das er ſeitwärts herausgeſtellt hatte, zuckte mitunter. Plötzlich fühlte er, daß ihn jemand unter den Unterkiefer faßte und ihm den Kopf in die Höhe hob. Er öffnete die Augen. Vor ihm befanden ſich zwei Hunde. Der eine ſchnupperte nach dem Abdecker hin; der andere ſaß da und blickte den Wallach an, als ob er gerade von dieſem etwas erwartete. Der Wallach ſah ſie an und rieb ſich mit dem Backenknochen an der Hand, die ihn hielt.

„Sie wollen mich gewiß wieder kurieren," dachte er. „Nun, meinetwegen!" Und wirklich fühlte er, daß etwas mit ſeiner Kehle vorgenommen wurde. Er empfand einen Schmerz, zuckte zuſammen, ſchlenkerte mit einem Beine; aber er hielt ſich aufrecht und wartete, was nun weiter kommen werde. Was weiter kam, war, daß ihm etwas Flüſſiges in großem Strome über den Hals und die Bruſt lief. Er ſenfzte ſo tief, daß ſich ſein ganzer Leib bewegte. Und es wurde ihm leichter, weit leichter.

Der ganze ſchwere Druck des Lebens war von ihm genommen! Er ſchloß die Augen und neigte den Kopf, – niemand hielt ihn ihm feſt. Dann begannen ſeine Beine zu zittern, der ganze Körper zu ſchwanken. Er war darüber nicht ſowohl erſchrocken, als vielmehr verwundert...

Alles war ihm ſo neu. Er wunderte ſich und machte eine krampfhafte Bewegung nach vorn, nach oben... Aber vergebens; die Beine verſchoben ſich zwar von ihrer Stelle, verſagten aber dann den Dienſt; er neigte ſich zur Seite, und als er die Füße anders zu ſetzen verſuchte, fiel er nach vorn und auf die linke Seite nieder.

Der Abdecker wartete, bis die Zuckungen aufgehört hatten, und jagte die Hunde weg, die näher herangerückt waren. Dann ergriff er den Wallach an den Beinen, drehte ihn auf den Rücken, befahl Waska, das eine Bein feſtzuhalten, und machte ſich daran, das Fell abzuziehen.

„Es war ein ganz brauchbares Pferd," bemerkte Waska.

„Wenn das Tier nur nicht ſo abgemagert wäre, dann wäre das Fell ganz gut," ſagte der Abdecker.

Die Herde kam am Abend auf der Anhöhe vorüber, und diejenigen Tiere, die am linken Rande der Herde gingen, ſahen unten etwas Rotes, womit ſich die Hunde eifrig zu ſchaffen machten; darüber flogen Krähen und Geier. Der eine Hund hatte die Vorderbeine gegen den Kadaver geſtemmt und riß, mit dem Kopfe hin und her ſchlagend, das, was er gepackt hatte, mit hörbarem Geräuſche ab. Die braune Stute blieb ſtehen, ſtreckte den Kopf und den Hals aus und zog lange die Luft ein. Nur mit Mühe konnte ſie weitergetrieben werden.

In dem alten Walde, unten in einer dicht mit Geſtrüpp bewachſenen Schlucht, heulten zur Zeit des Frührotes auf einer kleinen freien Stelle vergnügt etliche großköpfige junge Wölfe. Es waren ihrer fünf: vier faſt gleich große und ein kleiner, bei dem der Kopf größer war als der Rumpf. Eine magere im Haaren begriffene Wölfin, die ihren vollen Bauch mit den herabhängenden Zitzen an der Erde hinſchleppte, kam aus dem Gebüſch heraus und ſetzte ſich den jungen Wölfen gegenüber

hin. Dieſe ſtanden im Halbkreiſe vor ihr. Sie trat zu dem kleinſten, ließ den Schwanz tief hinunterhängen, beugte die Schnauze hinab, und indem ſie dann einige krampfhafte Bewegungen machte und den mit ſpitzen Zähnen beſetzten Rachen öffnete, warf ſie mit ſtarker Anſtrengung ein großes Stück Pferdefleiſch aus. Die größeren Wölfchen drängten ſich an ſie heran; aber ſie wandte ſich drohend gegen ſie und ließ alles dem kleinſten zukommen. Dieſer zog, wie in Wut, knurrend das Fleiſchſtück unter ſich herunter und begann zu freſſen. Ebenſo ſpie die Wölfin auch dem zweiten, dem dritten und allen fünfen Fleiſch hin und ſtreckte ſich dann ihnen gegenüber auf die Erde, um ſich zu erholen.

Eine Woche darauf lagen bei dem Ziegelſchuppen nur noch der große Schädel und zwei Schenkelknochen; alles übrige war hierhin und dorthin verſchleppt. Im Sommer nahm ein Bauer, welcher Knochen ſammelte, auch dieſe Schenkelknochen und den Schädel mit fort und verkaufte ſie.

Bedeutend ſpäter wurde Serpuchowſkoi, der, ein toter Leib, in dieſer Welt herumgewandelt war und gegeſſen und getrunken hatte, der Erde übergeben. Weder ſeine Haut noch ſein Fleiſch noch ſeine Knochen waren zu irgend etwas nütze.

Und wie ſchon zwanzig Jahre lang ſein in dieſer Welt herumwandelnder toter Leib allen eine große Laſt geweſen war, ſo war auch ſeine Beerdigung für die Menſchen nur eine überflüſſige Mühe. Seit langer Zeit hatte niemand mehr von dieſem Manne irgendwelchen Nutzen gehabt, allen war er ſchon längſt zur Laſt geworden; aber trotzdem fanden die Toten, die die Toten begraben, es nötig, dieſen ſogleich in Fäulnis übergehenden, aufgedunſenen Leib mit einer ſchönen Uniform zu bekleiden, ihm ſchöne Stiefel anzuziehen, ihn in einen ſchönen neuen Sarg mit neuen Quaſten an den vier Ecken zu legen,

dann dieſen neuen Sarg in einen andern, bleiernen Sarg zu ſtellen, ihn nach Moskau zu bringen, dort menſchliche Gebeine, die vor langer Zeit begraben waren, wieder auszugraben, an eben dieſer Stelle dieſen faulenden, von Würmern wimmelnden Leib in der neuen Uniform und mit den ſauber geputzten Stiefeln zu verbergen und alles mit Erde zuzuſchütten.

21.—30. Tausend

*

Druck von Bernhard Tauchnitz in Leipzig

Bücher aus dem Inſel-Verlag

Doſtojewski: Schuld und Sühne. (Raskolnikow.) Ein Roman in ſechs Teilen mit einem Nachwort. Vollſtändige Übertragung von H. Röhl. In Leinen M. 4.50.

Turgenjeff: Väter und Söhne. In der vom Dichter ſelbſt revidierten Übertragung. In Leinen M. 4.50.

Turgenjeff: Gedichte in Proſa. Übertragen von Th. Comichau. Mit Titel und Vignetten von Heinrich Vogeler-Worpswede. Zweite Aufl. Geh. M. 2.—, in Leinen M. 3.—, in Leder M. 3.50.

Gogol: Der Mantel. Eine Novelle. Übertragen von Rudolf Kaſſner. (Inſel-Bücherei 24.) In Pappband M. 0.80.

Lermontoff: Ein Held unſerer Zeit. Ein Roman. Deutſche Übertragung aus dem Ruſſiſchen von Michael Feofanoff. Mit Titel- und Einbandzeichnung von Walter Tiemann. Geheftet M. 3.—, in Leinen M. 4.—, in Leder M. 5.—.

Memoiren der Kaiſerin Katharina II. von Rußland. Nach den von der Kaiſ. Ruſſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften zum erſten Male veröffentlichten eigenhändigen Manuſkripten der Kaiſerin aus dem Franzöſiſchen und Ruſſiſchen überſetzt und herausgegeben von Erich Boehme. Mit 12 Porträts in Lichtdruck. Zwei Bände. Geheftet M. 12.—, in Halbleder M. 20.—.

Die zwanzig Zwei-Mark-Bände

Jeder Band in Pappband M. 2.80.

Ludwig v. Beethovens Briefe. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. Zweite Auflage (11. bis 20. Tausend).

Fichtes Reden an die deutsche Nation. Revidierte Ausgabe, eingeleitet von Rudolf Eucken.

Goethes Briefe an Frau von Stein. In Auswahl herausgegeb. von Julius Petersen. Zweite Auflage (11. bis 20. Tausend).

Goethes Sprüche in Prosa. Maximen und Reflexionen. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Krüger-Westend.

Goethes Sprüche in Reimen. Zahme Xenien und Invektiven. Herausgegeben von Max Hecker.

Aus Goethes Tagebüchern. Ausgewählt und eingeleitet von Hans Gerhard Gräf.

Briefe von Goethes Mutter. Ausgewählt und eingeleitet von A. Köster. (31. bis 40. Tausend.)

Grimms deutsche Sagen. Ausgewählt und eingeleitet von Paul Merker. Titelumrahmung nach Ludwig Grimm.

Johann Gottfried Herder: Ideen zur Kulturphilosophie. Ausgewählt u. herausg. v. O. Braun.

Die Bibel, ausgewählt. Herausgegeb. von A. u. P. G. Grotjahn.

Wilhelm von Humboldts Briefe an eine Freundin. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann.

Kant-Aussprüche. Herausgegeben von Raoul Richter. Zweite Auflage.

Heinrich von Kleists Erzählungen. Eingeleitet von Erich Schmidt.

Lessings Briefe. In Auswahl herausg. von Julius Petersen.

Des Knaben Wunderhorn. Ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Ranke. Mit Titelvignette und Titelvollbild nach der ersten Ausgabe.

Otto Ludwig: Die Heiterethei. Ein Roman. Herausgegeben und eingeleitet von Paul Merker.

Mozarts Briefe. Herausgegeben von Albert Leitzmann.

Die Briefe des jungen Schiller. Ausgewählt von Max Hecker.

Der junge Schumann: Dichtungen und Briefe. Herausgegeben von Alfred Schumann.

Richard Wagner: Auswahl seiner Schriften. Herausgegeben von H. St. Chamberlain. (1. bis 20. Tauf.)

66676178